



Manuela Putz & Ulrike Huhn (Hrsg.)

Der Gulag im russischen Gedächtnis

Forschungsergebnisse einer
deutsch-russischen Spurensuche
in der Region Perm



Arbeitspapiere und Materialien – Forschungsstelle Osteuropa, Bremen

Sonderheft: Manuela Putz & Ulrike Huhn (Hrsg.)

Der Gulag im russischen Gedächtnis.

Forschungsergebnisse einer deutsch-russischen Spurensuche in der Region Perm

April 2010

ISSN: 1616-7384

Redaktion: Manuela Putz & Ulrike Huhn

Übersetzungen aus dem Russischen und Lektorat: Anne-Kathrin Topp

Satz, Layout und Umschlaggestaltung: Felix Herrmann

Umschlagfoto: Nadja Douglas

Das Forschungsprojekt für Studierende und Nachwuchswissenschaftler/-innen „Der Gulag im russischen Gedächtnis. Spurensuche in der Region Perm“ wurde von der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen in Kooperation mit Memorial Perm von April bis Oktober 2009 durchgeführt. Die Finanzierung erfolgte aus Mitteln des Programms „Geschichtswerkstatt Europa“ der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“.



Die Meinungen, die in den von der Forschungsstelle Osteuropa herausgegebenen Veröffentlichungen geäußert werden, geben ausschließlich die Auffassung der Autoren wieder.

Abdruck und sonstige publizistische Nutzung – auch auszugsweise – nur mit vorheriger Zustimmung der Forschungsstelle sowie mit Angabe des Verfassers und der Quelle gestattet.

© 2010 by Forschungsstelle Osteuropa, Bremen

Forschungsstelle Osteuropa

Publikationsreferat

Klagenfurter Str. 3

D-28359 Bremen – Germany

phone: +49 421 218-69601

fax: +49 421 218-69607

e-mail: publikationsreferat@osteuropa.uni-bremen.de

internet: <http://www.forschungsstelle.uni-bremen.de>

Inhalt

Vorwort 3

Lager, Orte & Museen

Erinnerung und Gedenken in der Region Perm: Die Musealisierung der „Permer Politlager“

Manuela Putz 10

Erinnerungsort Stvor: Das „Museum ohne Guide“ als Projekt der Jugendarbeit

Robert Latypov 15

Interpretation & Darstellung

Memento Gulag: Ein System, zwei Perspektiven.

Maciej Wąs 20

Zwischenruf: Europäische Realitäten

Manuela Putz 26

Die Gegenwart der Vergangenheit: Gedanken zur Inszenierung von Authentizität

Nina Wolff 30

Zwischenruf: Neue Generationen – neue Formen des Gedenkens. Von „Perm-36“ nach Stvor

Ulrike Huhn 34

Lokales Umfeld

„Im toten Winkel?“ Ivan Kukuškin, ehemaliger Aufseher und heutiger Museumsmitarbeiter in „Perm-36“

Julia Permjakova 38

Ambivalente Erinnerungen: Die Herausforderung meiner Generation

Robert Latypov 41

Inhalt

Neototalitäre Tendenzen vs. regionale Handlungsspielräume? Ein Gespräch
über staatliche Geschichtspolitik und Erinnerungskultur im heutigen Russland

Karsten Kläge 43

Wem gedenken? Wie gedenken? Erkundungen im Permer Stadtraum

Ramil Fatchutdinov 46

Der allgegenwärtige Gulag?

Valeria Jakovleva 47

Erinnerungskultur

Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen? Zweierlei Opfergedenken im
heutigen Russland.

Alesia Kananchuk 50

Zwanzig Jahre Vergangenheitsaufarbeitung: Eine Bilanz aus der Sicht von Memorial

Robert Latypov 54

Abnehmende Fremdheit? Deutsch-russische Begegnungen in Perm

Ulrike Huhn 58

Projekt Sommerschule

Projektleitung 64

Teilnehmer/-innen 66

Institutionen 71

Programm und Förderung 72

Vorwort

Die Region Perm im Uralgebiet, 1500 km östlich von Moskau, gilt heute als eine der politisch liberalsten Regionen der Russischen Föderation. Die Gebietshauptstadt Perm wird mittlerweile als „Hauptstadt der Zivilgesellschaft“ bezeichnet, die Vielzahl von zivilgesellschaftlichen Aktivitäten, die lebendige Kultur-Szene und vor allem ihre Akzeptanz und Förderung durch regionale Behörden als „Permer Phänomen“.¹

Diese Entwicklung war in der Zeitenwende 1991 kaum vorhersehbar, denn bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion war Perm wegen der hier angesiedelten Rüstungsbetriebe eine abgeschottete und für Ausländer geschlossene Industriestadt. Zugleich hat die an der Grenze zu Sibirien gelegene Region eine bis in die Zarenzeit zurückgehende Tradition als Verbannungs- und Lagerort. In der Stalin-Zeit war die Region Perm von einem engmaschigen Netz von Lagern des Gulag überzogen; andere Deportierte wurden in so genannten Spezialsiedlungen zwangsangesiedelt. Zu Beginn der 1970er Jahre wurden im Permer Gebiet einige der wenigen streng geheimen Sonderlager für politische Gefangene und Dissidenten eingerichtet.

Gerade aufgrund der massiven Repressionserfahrungen eines großen Teils der Bevölkerung bildeten sich schon während der Perestrojka-Zeit Bürgerinitiativen, die sich die Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit und die Korrektur staatlicher Erinnerungspolitik zur Aufgabe machten und bis heute sehr aktiv sind. In der Region Perm entstand bezogen auf den staatlichen Terror eine russlandweit einzigartige Erinnerungslandschaft, die wir im Rahmen unserer deutsch-russischen Sommerschule „Der Gulag im russischen Gedächtnis“ anhand ausgewählter Untersuchungsobjekte analysierten.

Vor Ort: Drei Museen, viele Fragen

Drei Erinnerungsorte standen im Zentrum der Reise: Erstens das „einzige Gulag Museum Russlands“ in der Gedenkstätte für die Geschichte der politischen Repressionen „Perm-36“, zweitens das aus einer privaten Initiative eines ehemaligen Aufsehers hervorgegangene „Gesellschaftliche Museum der Besserungskolonie IK-35“ am Ort eines noch heute betriebenen Straflagers und drittens das verlassene Straflager Stvor, das von Memorial-Aktivisten als Erinnerungsort gekennzeichnet und gepflegt wird. Außerdem erkundeten wir Spuren der Erinnerung an den staatlichen Terror im Permer Stadtraum.

Unser Ziel war es, Antworten auf eine ganze Reihe von Fragen zu finden: Wer waren Akteure im Prozess der Aufarbeitung, mit welcher Motivation und Zielsetzung gingen sie ans Werk? Wie stellten die Initiatoren das Vergangene jeweils dar? Was wurde betont, welche Themen gerieten in den Hintergrund? Unter welchen Bedingungen entstanden die Museen, Gedenkstätten oder Gedenkorte? Wie ist ihr jeweiliger rechtlicher Status? An wen richten sie sich, wie wird für sie geworben und wer besucht sie? Was nehmen die Besucher dieser Orte mit, was sehen sie? Und welches sind die Erfahrungen, Sichtweisen und Einstellungen der lokalen Bevölkerung und früheren Nachbarn der zuvor hier existierenden Straflager? Und nicht zuletzt: Wie steht all dies im Zusammenhang mit der im Russland der Gegenwart vorherrschenden Erinnerungskultur?

¹ Siehe beispielsweise <http://www.business-class.su/new/article.php?id=5737> (letzter Aufruf 11.02.2010).

Begriffe und Definitionen: Wirklich Museen?

Erinnerungsort, Museum, Gedenkstätte – das deutsche Vokabular in diesem Feld ist vielfältig. Im Russischen hingegen werden alle Orte, die wir im Laufe der Sommerschule besuchten, als „Museum“ bezeichnet. Tatsächlich entspricht nur „Perm-36“ der gängigen Definition eines Museums als „einer gemeinnützigen, ständigen, der Öffentlichkeit zugänglichen Einrichtung im Dienst der Gesellschaft und ihrer Entwicklung, die zu Studien-, Bildungs- und Unterhaltungszwecken materielle Zeugnisse von Menschen und ihrer Umwelt beschafft, bewahrt, erforscht, bekannt macht und ausstellt“.² Zugleich ist „Perm-36“ aufgrund seiner Errichtung am authentischen Lagerort im Deutschen treffender als Gedenkstätte zu bezeichnen – ein Begriff, den es im Russischen so gar nicht gibt. Das „Gesellschaftliche Museum IK-35“ dagegen befindet sich in der Siedlung Central’nyj. Diese ist wegen der nach wie vor dort betriebenen Strafkolonie für Außenstehende nur mit Sondererlaubnis zugänglich. Das in einer umfunktionierten Wohnung gelegene Museum des ehemaligen Aufsehers Vladimir Kurguzov ist eher als Sammlung zu bezeichnen; umfassende Bildungs- und Forschungsarbeit kann von dem rüstigen Rentner im Ein-Mann-Betrieb gar nicht geleistet werden. Ähnlich schwer erreichbar ist der frühere Lager- und heutige „Erinnerungsort Stvor“. Nach Auflösung des Straflagers und der Siedlung Stvor zu Beginn der 1970er Jahre ist die Anreise heute nur über den Fluss Čusovaja möglich. Die Aktivisten von Memorial bemühen sich seit 2006 um diesen Ort, kommen einmal jährlich auf Schlauchbooten nach Stvor, machen die improvisierte Anlegestelle zugänglich, mähen das schnell zuwachsende Gelände und erneuern Hinweisschilder und Infotafeln. Stvor als „Museum“ zu bezeichnen, ist daher, wie der Initiator Robert Latypov selbst einräumt, eher eine „Unverfrorenheit“.³ Der im deutschen adäquate Begriff wäre wohl Erinnerungsbzw. Gedenkort, der sich auch auf Russisch als „*mesto pamjati*“ langsam durchzusetzen beginnt. Gerade die Analyse so unterschiedlicher Erinnerungsorte ermöglichte es uns, vielfältige Erinnerungsschichten zu erschließen und oftmals einander entgegen gesetzte Interpretationsmuster der sowjetischen Geschichte freizulegen und zu vergleichen.



Und wir: das Team

Es war eine bunte und lebendige Gruppe, die diesen vielgestaltigen Realitäten vor Ort begegnete. Die acht russischen Teilnehmer/-innen der Sommerschule kamen teils über Memorial Perm und seine Jugendarbeit zusammen und studierten zumeist Geschichte an der Staatlichen Permer Pädagogischen Universität. Andere waren als Studenten der Permer Staatlichen Technischen Universität über die dortige Dozentin Valeria Jakovleva am Lehrstuhl für Kulturologie dazu gestoßen. Mit Ausnahme eines Historikers von der Tomsker Universität kamen alle russischen Teilnehmer/-innen aus der Stadt bzw. Region Perm. Die acht Teilnehmer/-innen von deutscher Seite waren teils Studenten der Universität Bremen, teils Studierende, Absolventen und Doktoranden anderer Universitäten. Da sehr gute Russischkenntnisse Teilnahmevoraussetzung

² Vgl. die Definition des International Council of Museums (ICOM), <http://www.museumbund.de/cms/index.php?id=135&L=0>, Abruf 18.1.2010.

³ Vgl. das Interview mit Robert Latypov im Dokumentarfilm „Die Gegenwart der Vergangenheit. Der Gulag im russischen Gedächtnis“.

waren, brachten sie vielfältige und sehr unterschiedliche Russland-Erfahrungen mit: Während zwei Muttersprachlerinnen in Russland bzw. der Sowjetunion aufgewachsen waren, gingen für andere Teilnehmer die Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Russland, seiner Sprache, Geschichte und Kultur auf die Studienzeit zurück. Da zudem ein Teilnehmer aus Polen, eine andere ursprünglich aus Österreich stammte, war die „deutsche“ Gruppe in erster Linie „bildungs-deutsch“. Für das Entstehen einer Sommerschulen-Gemeinschaft war diese innere Heterogenität mit ihren unterschiedlichen Blickwinkeln sehr förderlich. In jedem Fall galt, dass russische und deutsche Teilnehmer/-innen der Sommerschule sehr unterschiedliche Zugänge, Kenntnisse und eben auch Begrifflichkeiten mitbrachten, über die eine Verständigung stattfinden und hergestellt werden musste.

Zusammenarbeit: Forschungsmethoden und Arbeitsweise

Nach Vorbereitungsseminaren an der Forschungsstelle Osteuropa in Bremen und bei Memorial in Perm wurde die bis dahin getrennte Arbeit zu Beginn der Sommerschule in der Stadt Perm gemeinsam fortgesetzt. Vor dem Aufbruch in die Region wurde den Teilnehmer/-innen somit die Möglichkeit gegeben, sich in gemeinsamen Seminareinheiten über Erinnerungskulturen in Russland und Deutschland, Museen und Erinnerungsorte sowie Begrifflichkeiten auszutauschen. Als besonders produktiv sollte sich die Bildung von vier gemischten, russisch-deutschen Arbeitsgruppen herausstellen, in denen während der anschließenden Expedition in die Region die eigentliche Forschungsarbeit geleistet wurde. Die Gruppen konnten dabei auf einen im Vorfeld entwickelten Fragekatalog zurückgreifen, der während des Einführungsseminars in Bremen entstanden war, den sie aber selbständig ergänzten und variierten. Je nach Themenstellung wendeten die Arbeitsgruppen unterschiedliche Forschungsmethoden an. Die einen führten Zeitzeugeninterviews, Experteninterviews mit Initiatoren oder Mitarbeitern der Museen sowie Gespräche mit Besuchern der Einrichtungen und Anwohnern der Erinnerungsorte, andere wiederum analysierten die dargebotenen Ausstellungen und dokumentierten das Umfeld der Erinnerungsorte.



Die Studentin Julia Permjakova während eines Interviews mit einem Anwohner in der Siedlung Central'nyj.

Die Fragestellungen der vier Arbeitsgruppen drehten sich um folgende Themenkomplexe:

1. Entstehungsgeschichte der Erinnerungsorte, Motivation und „Mission“ ihrer Akteure sowie Einbettung des Ortes in sein Umfeld
2. Historische Ausstellungen als Untersuchungsgegenstand: Zur Tradierung der Geschichte der Repressionen im Prisma der Ausstellungen
3. Museumspädagogische Konzeption, Zielgruppen und Besucherrezeption
4. Das „Gedächtnis“ des Ortes: Zu Authentizität vs. Inszenierung des Ortes und der historischen Hinterlassenschaften

Die Essays dieses Themenheftes basieren weitgehend auf den in den Arbeitsgruppen erarbeiteten Forschungsergebnissen, die nach der Rückkehr in Perm auf einem gemeinsamen Abschlussworkshop zusammengefasst wurden.

Inhalt und Gliederung des Themenheftes

Im ersten Kapitel stellen Manuela Putz und Robert Latypov die während der Sommerschule untersuchten Erinnerungsorte vor und geben Auskunft über die dort ehemals ansässigen Strafvollzugseinrichtungen, über einzelne Phasen der Lagergeschichte sowie die Musealisierungsprozesse und Entstehung der Gedenkorte am authentischen Ort. Manuela Putz nimmt dabei die seit 1972 im Permer Gebiet eingerichteten Sonderlager für politische Häftlinge und ihre von unterschiedlichen Akteuren vorgenommene Musealisierung in den Blick. Robert Latypov beschreibt die Hintergründe und Motivationen für das Projekt der Bildungs- und Jugendarbeit am ehemaligen Standort des Straflagers Stvor.

Im zweiten Kapitel widmen sich die Autoren der Analyse einzelner Ausstellungen und dem Gedächtnis der Orte. Maciej Wąs vergleicht in seinem Beitrag „*Memento Gulag*“ die Darstellungen und Interpretationen der Geschichte des Strafvollzugs im „Gesellschaftlichen Museum der Besserungskolonie IK-35“ mit den verschiedenen Expositionen auf dem Gelände der Gedenkstätte „Perm-36“ und zeigt dabei die große Bandbreite der Deutung der repressiven sowjetischen Vergangenheit im heutigen Russland auf. Manuela Putz stellt in ihrem Zwischenruf „*Europäische Realitäten*“ diese Vielfalt an Interpretationen in den Kontext der gegenwärtigen staatlichen Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. Provozierend fragt sie danach, ob unser Ziel einer Museumsanalyse, die implizit auf dem Gedanken der Vergangenheitsaufarbeitung basierte, nicht von vornherein an den russischen Realitäten vorbei gehen musste. Nina Wolff analysiert in ihrem Beitrag „*Die Gegenwart der Vergangenheit*“ am Beispiel der von uns besuchten Erinnerungsorte die unterschiedlichen Formen der Inszenierung von Authentizität. Sie reflektiert dabei die von Besuchern erwartete „Illusion von Wirklichkeit“, die im Wunsch, am historischen Orten sehen zu wollen, wie *es* war, ihren Ausdruck findet. Dazu stellt sie das Konzept der „Rekonstruktion“, dem die Gestaltung des Gedenkstättenengeländes in „Perm-36“ und der Wiederaufbau historischer Lagergebäude zugrunde lag, dem gestalterischen Konzept der „Konstruktion“ am Erinnerungsort Stvor gegenüber. Ulrike Huhn greift die Überlegungen von Nina Wolff in einem weiteren Zwischenruf „*Neue Generationen – neue Formen des Gedenkens*“ auf und fragt nach den Wahrnehmungsmustern und Erfahrungshintergründen einzelner Generationen bei der Rezeption des „Gedächtnisses der Orte“. Nicht die nationale Herkunft, sondern vielmehr das Alter der Teilnehmer/innen scheinen während unserer Forschung die tragende Rolle bei der Besucherrezeption gespielt zu haben. Weitergedacht werfen ihre Überlegungen die Frage nach der Existenz einer „gesamteuropäisch“ denkenden Generation Jugendlicher auf.

Die Beiträge im dritten Kapitel nehmen das lokale Umfeld der Gedächtnisorte in den Blick und fokussieren sowohl auf Menschen als auch auf geographische Räume und lokale Handlungsspielräume. Julia Permjakova und Robert Latypov greifen die zentrale Frage nach den Tätern und ihrer persönlichen Verantwortung auf. Wie soll mit den „Rädchen im Getriebe“ des Strafvollzugssystems umgegangen werden, also jenen Menschen, die als Lagerpersonal ihren Dienst versehen haben? Ist es überhaupt angemessen, ehemalige Lageraufseher, die in den 1960/80er Jahren das Sonderkontingent der politischen Häftlinge bewachten, mit dem Begriff „Täter“ zu bezeichnen? Impliziert der deutsche Täter-Begriff, für den sich im Russischen kein sprachliches Äquivalent finden lässt, nicht eher die Verstrickung in die Repressionen der Stalinzeit und beschreibt dabei vor allem diejenigen, die die Repressionen anordneten oder aber beispielsweise in Massenerschießungen unmittelbar ausübten? Julia Permjakova diskutiert in ihrem Beitrag „*Im toten Winkel?*“ das von ihr geführte Interview mit dem ehemaligen Aufseher und heutigen Gedenkstättenmitarbeiter Ivan Kukuškin. Ihre Überlegungen zeigen auf, wie irritierend es für die junge Generation in Russland ist, mit Ambivalenzen und gegenläufigen Interpreta-

tionen umzugehen, vor allem dann, wenn es sich um Zeitzeugen handelt, die sich früher als ehemalige Häftlinge und Lageraufseher gegenübergestellt haben. Welchen Aussagen könne man Vertrauen schenken? Wo liegt die „Wahrheit“? Einen ähnlichen inneren Zwiespalt bei der Bewertung von Zeitzeugengesprächen beschreibt Robert Latypov in *„Ambivalente Erinnerung. Die Herausforderung meiner Generation“*. Für ihn, der sich beruflich mit dem Thema Vergangenheitsaufarbeitung auseinandersetzt, steht – anders als für die junge Permer Studentin – weniger die Suche nach „Eindeutigkeit“ oder gar einer „historischen Wahrheit“ im Vordergrund seiner Überlegungen, sondern viel eher die Frage, wie mit den Zwischentönen und Grauzonen umzugehen ist. Vor allem in Hinblick auf die Problematik der Tradierung von sowjetischen Mythen an eine junge Generation, die mit der Sowjetunion nur mehr verklärte Kindheitserinnerungen verbindet und die Erschütterungen der Perestrojka und den damit einhergegangenen Wertewandel nicht (mehr) reflektiert. Karsten Kläges, Ramil Fatchutdinov und Valeria Jakovleva widmen ihre Beiträge der Gedenkkultur und dem Verhältnis zwischen positivem und negativem Gedächtnis in Russland. Karsten Kläges Beitrag, der auf seinem Gespräch mit dem Vorsitzenden der Kommission für Rehabilitierungsfragen in der Stadt Perm beruht, gibt einen kurzen Steckbrief über die Tätigkeit der Kommission und zeigt die lokalen Handlungsspielräume, die Akteure der Aufarbeitung vor Ort geltend machen können – (fast) unabhängig von der staatlichen Geschichtspolitik, die wesentlich von der Politik des Zentrums bestimmt wird. Die Tatsache, dass trotz der viel besungenen politischen Freiräume (oder möglicherweise gerade aufgrund dieser) auch in der Permer Region staatliches Gedenken parallel zur Gedenkkultur der Aufarbeitungs-Akteure existiert, zeigt Ramil Fatchudinov am Beispiel ausgewählter Gedenkortorte im Permer Stadtgebiet. Abschließend setzt Valeria Jakovleva mit ihrer Gedankenskizze *„Allgegenwärtiger Gulag?“* die Gefängnisfolklore, die in Russland eine fest verankerte und lange Tradition aufweisen kann, in den Kontext der Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit. Ihr Beitrag will Anregungen dazu geben, weiterführend über Kontinuitäten und räumliche Dimensionen des russischen Strafvollzugsystems nachzudenken und ist ein Plädoyer dafür, kulturelle Traditionen stärker in den Blick zu nehmen.

Das vierte Kapitel rankt sich um den Themenkomplex Erinnerungskultur. Alesia Kananchuk setzt sich in ihrem Beitrag mit dem in der Erinnerungskultur vorherrschenden Opfergedenken auseinander, kommt jedoch zu dem Ergebnis, dass das auf eine allumfassende Erinnerung abzielende „Nichts ist vergessen, niemand ist vergessen“ nur das Gedenken an die gefallenen Helden des „Großen Vaterländischen Kriegs“ einschließt und die Opfer der politischen Repressionen ignoriert. Ungeachtet dessen, dass der Stalinismus unauf löslich sowohl mit dem Zweiten Weltkrieg als auch dem Terror des Staates gegen sein Volk verbunden ist, scheinen im gegenwärtigen Russland zwei parallele Gedächtnisse zu existieren, die kaum miteinander in Beziehung gesetzt werden. Sie sieht daher nur dann eine Chance für die Aufarbeitung der Repressionen, wenn der Siegesmythos zuvor dekonstruiert wird. In *„Memorial – 20 Jahre Vergangenheitsaufarbeitung“* zieht Robert Latypov eine Bilanz über die Ergebnisse der Tätigkeit von Memorial aus der Perspektive der den Gründungsmüttern und -vätern von Memorial nachfolgenden zweiten Generation. Er konstatiert, dass das historische Gedächtnis in Hinblick auf den Stalinschen Terror weiterhin fragmentarisch ist. Die Ursache dafür sieht er weniger in der staatlichen Geschichtspolitik, als vielmehr in der Passivität der Bevölkerung, die die Geschichte als tragisch wahrnimmt, eine Aufarbeitung jedoch nicht einzufordern vermag. Sein Plädoyer, der Fragmentierung des Gedächtnisses ein umfassendes Wissen über den Stalinschen Terror entgegenzusetzen, beschreibt einen fast aussichtslosen Kampf. Robert Latypovs Selbstverständnis, sich dieser Aufgabe auch weiterhin zu stellen, knüpft an dissidentische Traditionen an und zeigt damit einmal mehr, dass die Geschichte der politischen Repres-

sionen im heutigen Russland allenfalls als eine „Geschichte am Rande“ wahrgenommen wird. Ulrike Huhn thematisiert in ihrem Beitrag „Abnehmende Fremdheit? Deutsch-russische Begegnungen in Perm“ interkulturelle Missverständnisse bei der Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit und Analyse der Erinnerungskulturen im deutsch-russischen Kontext. Sie stellt fest, dass die einfache Formel „Lager hier = Lager dort, Auschwitz = Gulag“ der Problematik in keiner Weise gerecht wird und setzt sich somit explizit mit dem „Gepäck“ der deutschen Teilnehmer/innen kritisch auseinander, d.h. mit ihren Wahrnehmungen des Anderen, die in hohem Maße von Mustern der deutschen Vergangenheitsbewältigung und den damit verbundenen Werten in Verbindung stehen. Sie zielt damit auf ein Grundproblem ab, das es im Laufe unserer gemeinsamen Arbeit immer wieder zu lösen galt.

Von Anfang an lag eine gewisse Asymmetrie in unserem Projekt. Diese manifestierte sich bereits darin, dass es von einer deutschen Stiftung finanziert und im Rahmen des Förderprogramms „Geschichtswerkstatt Europa“ konzipiert worden war, das in seinem Selbstverständnis sowohl klare Wertvorstellungen wie den Gedanken an die Förderung eines europäischen Gedächtnisses, der Verständigung und des Dialogs, des Überwindens von Erinnerungskonflikten durch gemeinsame Tätigkeit und Reflexion, als auch eine Wissenschaftstradition voraussetzte, die mit der russischen Sichtweise nur bedingt kompatibel war. Erschwert wurde die Arbeit auch dadurch, dass die deutschen Teilnehmer/-innen mit den Augen des Fremden auf den Forschungsgegenstand blicken konnten und somit eine gewisse kritische Distanz wahren konnten. Dagegen wurde von den russischen Teilnehmer/innen, die sich mit ihrer eigenen russischen Erinnerung- und Gedenkkultur auseinandersetzen mussten, ein viel höheres Maß an Selbstreflexion eingefordert. Aus dem gleichen Grund kam es vor, dass von den Teilnehmer/-innen aus Deutschland die Aussagen und das Verhalten ihrer russischen Kolleg/innen in die Analyse mit einfließen und die Grenze zwischen Forschenden und Objekt der Forschung verschwamm. Andererseits hatten wir mit Memorial Perm einen Partner gewählt, der als Akteur der Aufarbeitung Sichtweisen vertritt, die den deutschen Wertvorstellungen ähnlich sind, so dass in Diskussionen relativ schnell ein Konsens erreicht werden konnte, der in einer anderen Gruppenzusammensetzung zweifelsohne viel schwerer zu erzielen gewesen wäre.

Angesichts der bereits zu Beginn des Vorworts erläuterten Zusammensetzung der Forschergruppe ist die von Ulrike Huhn aufgeworfene Frage mehr als berechtigt: War unsere Sommerschule Ausdruck eines eingespielten Dialogs zwischen aufgeschlossenen Partnern? In jedem Fall haben wir versucht, sowohl kulturelle Herkunft als auch persönliche Wertvorstellungen bei der Analyse zu reflektieren und diese auch in den Beiträgen für die Leser offenzulegen. Die persönlich gehaltenen Beiträge in diesem Heft dokumentieren somit nicht einzig die von uns erarbeiteten Forschungsergebnisse und Diskussionen, sondern tragen immer auch die Handschrift ihrer Verfasser und der Kultur, aus der sie stammen. Sie werden auf diese Weise zur Quelle über den Zustand der europäischen Gesellschaft, die dem Vermächtnis des 20. Jahrhunderts und den Spuren der Vergangenheit nicht entkommen kann.

Ergänzt wird das Heft vom Dokumentarfilm „Die Gegenwart der Vergangenheit. Der Gulag im russischen Gedächtnis“ des Permer Filmemachers Alexandr Romanov, der neben unserer Arbeit das Umfeld der Erinnerungsorte dokumentiert hat. Der Film ist in russischer Sprache mit deutschen Untertiteln bei der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen erhältlich.

Manuela Putz & Ulrike Huhn

Lager,
Orte
&
Museen

Erinnerung und Gedenken in der Region Perm

Die Musealisierung der „Permer Politlager“

Manuela Putz

Die Enthüllungen über die Ausmaße der Stalinschen Repressionen gehörten zu den Erschütterungen der Perestrojka-Zeit. Erinnerungen an die unter Stalin verübten Massenerschießungen, Deportations- und Umsiedlungswellen sowie Informationen über das stalinistische Lagersystem, den „Gulag“, verunsicherten die sowjetische Gesellschaft. In Moskau, im damaligen Leningrad und in einigen anderen russischen Städten forderten Teile der Bevölkerung offen vom sowjetischen Staat, die Verantwortung für die verübten Verbrechen zu übernehmen. Ende der 1980er Jahre formierte sich die Memorial-Bewegung, die gegenwärtig – mehr als zwanzig Jahre später – eine der ältesten und bekanntesten gesellschaftlichen Akteure ist, die sich dem national-patriotischen Mainstream der staatlichen Geschichtspolitik entgegenstellt und mit dieser auch heute noch um die Deutungshoheit über die Geschichte Russlands ringt.



Demonstrationszug engagierter Bürgerinnen und Bürger am 1. Mai 1989 im Stadtzentrum von Perm. Auf dem Transparent ist der Schriftzug „Memorial. Die Bewegung des Gewissens“ zu lesen.

Der Ruf nach Vergangenheitsaufarbeitung beinhaltete nicht nur die Aufarbeitung des Stalinschen Terrors, sondern auch der politisch motivierten Repressionen, die nach dem Tode des Diktators 1953 verübt worden waren. Rund 10.000 politische Häftlinge waren in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren in sowjetischen Straflagern, Gefängnissen und psychiatrischen Anstalten inhaftiert. Drei der Speziallager für sogenannte „besonders gefährliche Staatsverbrecher“ befanden sich in der Region Perm. In den Lagern mit den Bezeichnungen VS-389/35, VS-389/36 und VS-389/37 wurden von 1972 bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion unter höchster Geheimhaltungsstufe politische Häftlinge gefangen gehalten. Während von sowjetischen Behörden und in der offiziellen Presse die Existenz dieser politischen Häftlinge negiert wurde, entwickelte sich in der sowjetischen Untergrundliteratur (*Samizdat*) ein breiter Diskurs um Repression, Haft und Verbannung. In Untergrundbulletins wie der

„Chronik der laufenden Ereignisse“ (*Chronika tekuschykh sobytij*) wurden die Speziallager in der Region schlicht „Permer Politlager“ genannt. Später bürgerten sich die Bezeichnungen „Perm-35“, „Perm-36“ und „Perm-37“ ein, die sich auf ihre Nummerierungs-codes beziehen. Es waren „Lager in tiefster Einöde, völlig von der Außenwelt isoliert“, wie der ehemalige Dissident und Häftling Vladimir Bukovskij in seinen Memoiren schreibt.¹ Diese Charakterisierung trifft auch auf die heutigen Erinnerungsorte zu, die sich an den ehemaligen Lagerorten befinden und an denen gegenwärtig unterschiedliche Akteure versuchen, Erinnerung und Gedenken zu etablieren.

¹ Bukowski, W., Wind vor dem Eisgang (Frankfurt/Main 1978), S. 314.

Zur Geschichte der „Permer Politlager“

Die Tradition des Strafvollzugs lässt sich an den Standorten, an denen sich ab 1972 die Einrichtungen VS-389/35 und VS-389/36 befanden, bis in die 1940er Jahre zurückverfolgen. Wie viele andere Straflager wurden auch diese Strafkolonien während ihrer langjährigen Existenz im Zuge mehrmaliger Verwaltungsreformen umbenannt, unterschiedlichen Verwaltungseinheiten unterstellt, teilweise aufgelöst und später erneut eingerichtet ohne ihren geographischen Standort zu wechseln. Die späteren Permer Politlager waren bereits zu jener Zeit Teil des sowjetischen Lagersystems, als dieses noch von der Hauptverwaltung der Lager (*GULag*) verwaltet wurde. Mit Hilfe von Häftlingen sollten während des Zweiten Weltkrieges mehrere Staudämme und ein Wasserkraftwerk am Fluss Čusovaja errichtet werden. Nach Kriegsende und auch nach dem Tod Stalins wurden die Baracken und Gebäude weiterhin für den Strafvollzug genutzt. Während andere Lager des Gebietes im Laufe der Zeit geschlossen wurden², hatte man diejenigen Lager, die sowjetische Dissidenten später als „Permer Politlager“ bezeichneten, im Jahre 1972 aus der bisherigen Verwaltung ausgegliedert und der neu eingerichteten Lagerverwaltung VS-389 im Dorf Skalnyj unterstellt um fortan in den drei Lagerabteilungen Wiederholungstäter, zu internieren.

Die erste Belegschaft politischer Häftlinge wurde in einer geheimen Nacht-und-Nebelaktion am 13. Juli 1972 aus dem Mordvinischen Lagerkomplex ŽCh-385 überstellt. Nach ihrer Verlegung aus Mordvinien wurden die Häftlinge im VS-389/35 in der Siedlung Central'nij nahe der Bahnstation Vsevsjatskaja, wo sich auch das Lagerlazarett befand, sowie im VS-389/36 im Dorf Kučino untergebracht. Laut der „Chronik der laufenden Ereignisse“ wurden politische Häftlinge im Lager VS-389/37 im Dorf Polovinka erst einige Jahre später interniert. Zu den Gefangenen der drei „Politlager“ zählten namhafte Vertreter der nationalen Bewegungen der UdSSR, der Menschenrechtsbewegung und religiöser Gruppierungen, sowie bekannte Dissidenten; außerdem eine ganze Reihe ukrainischer und litauischer Partisanen, die in den 1940er und 1950er Jahren an den nationalen Befreiungskämpfen teilgenommen hatten, und Kollaborateure, die mit der deutschen Besatzungsmacht zusammenarbeiteten und zu jeweils 25 Jahren Haft verurteilt worden waren. Einige Berufskriminelle waren ebenfalls Teil des Häftlingskontingents. Die während der Einrichtung der Politlager als auch bei der Verlegung von Gefangenen ergriffenen Maßnahmen machen deutlich, dass den staatlichen Behörden die politische Sprengkraft, die von diesem besonderen Häftlingskontingent ausging, durchaus bewusst war. Auch die 1980 auf dem Gelände des VS-389/36 errichtete „Baracke mit besonderem Haftregime“, in der verschärfte Haftbedingungen herrschten und die mit ihren Zellen mehr einem Gefängnis als einem Lager glich, weist darauf hin. Erst die politischen Umwälzungen während der Perestrojka und schließlich das Ende der Sowjetunion führten zur Entlassung der politischen Gefangenen. Das Straflager VS-389/36 wurde 1987 aufgelöst, nachdem ein Großteil der Gefangenen amnestiert und entlassen worden war. Diejenigen, die nicht unter die Amnestie fielen und weiterhin ihre Haftstrafe verbüßen mussten, waren zuvor in das Lager



Entlassung der letzten politischen Häftlinge aus der Einrichtung VS-389/35 zu Beginn der 1990er Jahre.

² Der Lagerort Stvor etwa wurde Anfang der 1970er Jahre aufgelöst. Zur Geschichte des ehemaligen Straflagers und heutigen Erinnerungsortes siehe den nachfolgenden Beitrag von Robert Latypov.

VS-389/35 überstellt worden. Von dort gelangten die letzten Gefangenen erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wieder in die Freiheit. Berichte darüber variieren und nennen die Zeit zwischen Dezember 1991 und Februar 1992.

Schritte der Aufarbeitung: Die Einrichtung der „Gedenkstätte für die Geschichte der politischen Repressionen ‚Perm-36‘“ im Dorf Kučino

Gruppenfoto ehemaliger Häftlinge der Permer Politlager während eines Treffens am 13. Juli 1992, aufgenommen vor der Gedenktafel, die vom Bildhauer R. Vendeneev entworfen wurde.

Die Bemühungen, in den „Permer Politlagern“ Gedenkort einzurichten, schließt nahtlos an diese geschichtlichen Ereignisse an. Eine Schlüsselrolle bei der Vergangenheitsaufarbeitung spielten die ehemaligen Häftlinge selbst. Bereits kurz nach Auflösung des Lagers VS-389/36 im Jahr 1987 hatte ein ukrainisches Filmteam mit Hilfe von Zeitzeugenaussagen ehemaliger Häftlinge eine Dokumentation über Vasyľ Stus – den für den Literaturnobelpreis nominierten ukrainischen Nationalpoeten – gedreht, der als Gefangener in der dortigen Baracke „mit besonderem Haftregime“ unter ungeklärten Umständen im September 1985 zu Tode gekommen war. Seine sterblichen Überresten waren gemeinsam mit denen anderer verstorbener ukrainischer Häftlinge 1989 vom Lagerfriedhof Borisovo nach Kiev überstellt und dort bestattet worden.

Am 13. Juli 1992, zum 20. Jahrestag der Überstellung der ersten Gruppe politischer Häftlinge aus Mordwinien in die Permer Politlager, organisierte Memorial Perm in der nahe der ehemaligen Lager gelegenen Stadt Gornozavodsk ein Treffen ehemaliger Häftlinge. Dieses Treffen hatte zum Ziel, die Häftlinge aller drei Lager zusammenzubringen, Informationen über die Haftbedingungen und den Lageralltag zu sammeln und mit Hilfe der lokalen Medien eine breite Öffentlichkeit aufzuklären. Gleichzeitig wurden erste Schritte unternommen, dauerhaft an die politischen Repressionen zu erinnern. So brachte man am Gebäude des ehemaligen Lagerlazarets des früheren Lagers VS-389/35 eine Gedenktafel mit der Aufschrift *„Von hier gingen die letzten politischen Häftlinge des kommunistischen Regimes in die Freiheit“* an. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt die weitere Nutzung der Gebäude der ehemaligen Strafvollzugseinrichtung VS-389/35 noch unklar. Die Bemühungen, hier beständig der politischen Gefangenen zu gedenken, mussten daher scheitern, als die in Central'nij ansässige Strafvollzugsanstalt reaktiviert und unter der Bezeichnung IK-35 erneut als Arbeitskolonie eingerichtet wurde. Zwar ist die Gedenktafel von der Lagerverwaltung nicht entfernt worden, doch kann sie heute nur noch von Gefangenen und dem Lagerpersonal des IK-35 betrachtet werden. Ihre ursprünglich intendierte Funktion, die Öffentlichkeit an die an diesem Ort verübten politischen Repressionen zu erinnern, erfüllt sie somit nicht mehr.

Bereits bei ihrem ersten Treffen in Gornozavodsk 1992 forderten die ehemaligen politischen Häftlinge parallel zur Anbringung der Gedenktafel in Central'nij auch auf dem Ter-



itorium des unweit gelegenen ehemaligen Lagers VS-389/36 („Perm-36“) nahe des Dorfes Kučino einen Gedenkort, wenn möglich sogar ein Museum bzw. eine Gedenkstätte einzurichten. Die Einrichtung VS-389/36 in Kučino war bereits 1987 aufgelöst worden, zwei Jahre später zerstörten Einheiten des Innenministeriums mit schwerem Gerät den Bereich um die „Baracke mit besonderem Haftregime“. Der Gebäudekomplex des früheren „strengen Haftregimes“ wurde einer staatlichen psychiatrischen Klinik zur weiteren Nutzung zur Verfügung gestellt. Der frühere Lagerzustand war also nicht mehr erhalten. Andererseits waren ungeachtet der Weiternutzung weite Teile des Territoriums Brachland und boten – im Gegensatz zu Central'nij – den notwendigen Raum, um Ideen umzusetzen. Viktor Šmyrov, der spätere Direktor der Gedenkstätte „Perm-36“, Aleksandr Kalich, als Gründer und Vorsitzender von Memorial Perm, Moskauer Memorial-Aktivisten und ehemalige Häftlinge setzen deshalb seit Beginn der 1990er Jahre alle Hebel in Bewegung, um das Gelände umzuwidmen und dort ein Museum zu schaffen. Sehr bald wurden diese Bemühungen ganz praktisch von Freiwilligen unterstützt, die seit 1995 an russischen und seit 1998 auch an internationalen Bauworkcamps im Dorf Kučino teilnahmen.³ Die Rekonstruktionsarbeiten erfüllten die doppelte Aufgabe, junge Menschen an das Thema der politischen Repressionen heranzuführen und zugleich das ehemalige Lager nunmehr rekonstruiert als Museum wieder auferstehen zu lassen. Der Bereich der ehemaligen „Baracke mit besonderem Haftregime“ wurde im Dezember 1995 für Besucher geöffnet. Eine eigene Organisation mit dem Namen *Memorial'nij Centr istorii političeskich repressii „Perm'-36“* wurde als Träger der Gedenkstätte gegründet. In ihrem Vorstand sind bis heute ehemalige Häftlinge wie Lev Timofeev und Sergej Kovalev, aber auch Aleksandr Daniel' von der Moskauer Memorial-Abteilung sowie Repräsentanten von Memorial Perm vertreten. Mit finanzieller Unterstützung durch diverse Stiftungen wurde der Aufbau der Gedenkstätte vorangetrieben, professionalisiert und wissenschaftliche Forschungen ermöglicht. Seit einigen Jahren unterstützt auch die Gebietsadministration das Vorhaben und stellt jährlich Gelder aus dem staatlichen Etat zur Unterstützung der Einrichtung zur Verfügung. Als selbsternanntes einziges „Gulag-Museum“ in der Russischen Föderation, das sich an einem „authentischen Ort“ befindet, und mit dem seit einigen Jahren dort veranstalteten Festival „Bürgerforum *Pilorama*“ ist die Gedenkstätte heute auch zu einem touristischen Anziehungspunkt in der Region Perm geworden. Ausstellungen zum sowjetischen Straflagersystem, zur Geschichte der auf dem Territorium ehemalig ansässigen Lagerabteilung sowie zur sowjetischen Bürger- und Menschenrechtsbewegung können besichtigt werden.³ Im vergangenen Jahr besuchten allein 6.000 Menschen das dreitägige Bürgerforum *Pilorama* im Juli 2009.

Eine Revision der „Gegengeschichte“ – Das „Gesellschaftliche Museum FBU IK-35“ in der Siedlung Central'nij

In Reaktion auf die Einrichtung der Gedenkstätte „Perm-36“ und der dort dargebotenen „Gegengeschichte“ bemühte sich Ende der 1990er Jahre ein gänzlich anderer Akteur als Memorial am Ort des früheren Straflagers VS-389/35 darum, seinerseits ein Museum einzurichten. Auf Initiative von Vladimir K. Kurguzov, einem ehemaligen Aufseher und Veteran der Straf-



Neben dem Eingang zur Gedenkstätte „Perm-36“ angebrachte Schilder: oben das Schild der ehemaligen Strafvollzugseinrichtung VS-389/36, darunter das Schild des heute dort ansässigen Gedenkmuseums.

³ Siehe auch den Beitrag von Ulrike Huhn in diesem Heft.



Vladimir Kurguzov,
Gründer des „Gesellschaftlichen Museums IK-35“, vor den Räumlichkeiten des Museums in der Siedlung Central'nyj

vollzugsorgane, eröffnete am 9. Mai 1998 in der Siedlung Central'nyj das „Gesellschaftliche Museum FBU IK-35“. Bereits das gewählte Eröffnungsdatum am „Tag des Sieges“ macht deutlich, dass hier an staatliche Gedenktraditionen angeknüpft wurde. Und tatsächlich ist die Zielsetzung und Komposition seiner Ausstellung jener Darstellung von Geschichte, die in der Gedenkstätte „Perm-36“ gezeigt wird, diametral entgegengesetzt. Kurguzovs Ausstellung erzählt die Geschichte der Strafvollzugseinrichtung und des Lageralltags aus der Perspektive des Lagerpersonals und der Mitarbeiter der staatlichen Vollzugsorgane. Die Gefangenen aber waren für diesen Personenkreis in erster Linie Verbrecher, ganz ungeachtet der Paragraphen, nach denen sie verurteilt worden waren. Mit dem Ziel, die heutigen jungen Mitarbeiter an die beruflichen Traditionen ihrer Vorgänger heranzuführen, zeigt das Museum Kontinuitäten auf und stellt das Strafvollzugssystem in den Kontext seines 130-jährigen Bestehens im

Permer Gebiet. Der Stalinsche Gulag bildet dabei einen ganz wichtigen Anknüpfungspunkt. Zweifelsohne eröffnet die Ausstellung interessante Einblicke in die „Logik des Systems“, aber auch in die Lebenswelt derer, die im Strafvollzugssystem gearbeitet haben und somit auf der „anderen Seite des Lagerzauns“ standen. Allerdings ist die Interpretation der in der Ausstellung dargelegten Geschichte – anders als in „Perm-36“ – von einer national-patriotischen Sichtweise und zutiefst sowjetischen Ästhetik geprägt. Ein kritischer Blick bleibt aus, Repressionen unerwähnt. Hier geht es nicht um eine Vergangenheitsaufarbeitung im „deutschen Sinne“. ⁴ Und dennoch führt auch Kurguzov mit seinem Museum – auf paradoxe Weise ähnlich wie die Aktivist*innen von Memorial und der Gedenkstätte „Perm-36“ – einen Kampf gegen das Vergessen.

Konkurrierende Meistererzählungen

„Geschichte ist immer Gegenwart“, lautet ein Buchtitel zur Zeitgeschichte, der nicht etwa den pädagogischen Impetus meint, dass man aus der Geschichte lernen müsse, sondern vielmehr auf die Konstruktion von Geschichte abzielt und darauf, dass verschiedene Akteure wie Politiker, Historiker, Ausstellungsmacher, Museumspädagogen, Schulbuchautoren auf der Grundlage der Quellen, die sich in der Gegenwart erhalten haben, die Vergangenheit konstruieren. ⁵ Die Subjektivität und die Konstruktion von Geschichte werden am Beispiel der Erinnerungsorte im Permer Gebiet besonders deutlich. Denn so ähnlich die Haftbedingungen, der Lageralltag und die Geschichte des Strafvollzugs in den drei „Permer Politlagern“ zum Zeitpunkt ihrer Existenz waren, so unterschiedlich fällt die Interpretation und Darstellung ihrer Geschichte in der Gegenwart aus. Je nach Interessenslage der Akteure und ihrer jeweiligen Weltanschauung werden verschiedene Geschichtsbilder erschaffen, einzelne Aspekte (über-)betont, andere wiederum vernachlässigt oder vollkommen ausgeblendet.

Repräsentativ für die russische Erinnerungslandschaft sind jedoch weder die Gedenkstätte „Perm-36“ noch die Ausstellung Vladimir Kurguzovs im „Gesellschaftlichen Museum IK-35“. Bei beiden handelt es sich um Einzelphänomene, die durch persönliches Engagement,

⁴ Zur Gedenkstätte „Perm-36“ siehe auch die offizielle Webseite <http://www.gulagmuseum.ru/eng/museum/history/> sowie den Beitrag von Maciej Was in diesem Heft.

⁵ Vgl. hierzu den Beitrag „Deutsche in Perm – abnehmende Fremdheit?“ von Ulrike Huhn in diesem Heft.

persönliche Überzeugungen und aus privater Initiative entstanden sind. Neben der Bandbreite an geschichtlichen Interpretationen zeigt das Beispiel der „Permer Politlager“, dass der russische Staat von allen potentiell vorhandenen Akteuren die Ziele einer Vergangenheitsbewältigung am wenigsten verfolgt. Es ist symptomatisch für die gegenwärtige Politik, dass sich am dritten Standort des „Permer Dreiecks“, in „Perm-37“ im Dorf Polovinka, bisher keine Akteure fanden, die Interesse daran gezeigt hätten, an das Vergangene zu erinnern. Die dort ansässige Strafvollzugsanstalt ist auch heute noch an dem historischen Ort in Betrieb, an dem in den 1970/80er Jahren ebenfalls namhafte Vertreter vor allem der religiösen Bewegungen in der UdSSR interniert waren. „Historische Bedeutung“ hat diesem Ort bislang jedoch niemand verliehen. In „Perm-37“ sticht die Kontinuität des sowjetischen Lagersystems, das alle politischen Brüche überdauerte, besonders deutlich hervor. Das Fehlen einer staatlichen Geschichtspolitik der Aufarbeitung, die diese Kontinuitäten zwar wahrnimmt, aber nicht verurteilt, steht einer aktiven Vergangenheitsbewältigung und Auseinandersetzung mit der Geschichte der politischen Repressionen entgegen. Denn dort, wo Aktivisten oder Enthusiasten unterschiedlicher Couleur das Vakuum des Verdrängens und Vergessens nicht füllen, bleibt eine Darstellung der Geschichte des sowjetischen Strafvollzugssystems und der damit verbundenen politischen Repressionen aus.

Erinnerungsort Stvor

Das „Museum ohne Guide“ als Projekt der Jugendarbeit

Robert Latypov

Jeder, der sich mit den politischen Repressionen in der Sowjetunion beschäftigt, steht vor der Frage, welche Zugänge und Formen der Auseinandersetzung er wählt. Für Memorial Perm hatte das Prinzip der aktiven Teilnahme immer schon die höchste Priorität. Es basiert nicht allein auf dem Bestreben, Menschen über den staatlichen Terror zu informieren und aufzuklären, sondern setzt auf deren aktive und bewusste Teilnahme an der Wiederherstellung und Festigung der Erinnerung und des Gedächtnisses. Ziel ist es, die Auswirkungen der totalitären Vergangenheit in der heutigen Gegenwart zu überwinden. Jeder Einzelne soll an der Erinnerungsarbeit partizipieren können. Zugespitzt bedeutet das, dass für uns die Anregung zu Aktivität und Bürgerengagement von größerem Wert ist als die Arbeit mit wissenschaftlichen Forschungsergebnissen oder die herkömmliche Bildungsarbeit, in der die Menschen für gewöhnlich als passive „Konsumenten“ von Informationen, als „Objekte“ unserer Bildungsanstrengungen erscheinen und nicht als „Subjekte“, die aktiv am Prozess teilhaben. Jedes unserer Projekte ist ein Experiment, wir sind immer auf der Suche, unsere Bemühungen sind auf die Zukunft gerichtet. Eines dieser Experimente ist der Aufbau des Erinnerungsortes „Museum ohne Guide“ in Stvor. Ähnlich wie die Gedenkstätte für die politischen Repressionen „Perm-36“ ist der heutige Erinnerungsort Stvor ein ehemaliger Lagerpunkt. Stvor liegt ebenfalls am Lauf des Flusses Čusovaja, jedoch anders als die Gedenkstätte Perm-36 weitere 20 km nördlich stromabwärts von der Stadt Čusovoj und nicht an einer Siedlung oder einem Dorf, sondern vollkommen abgelegen in der Tajga. Vom ehemaligen Lager sind wenige Überreste erhalten, denn sowohl Wassertouri-



Wegweiser zum „Museum ohne Guide“ in Stvor. Auf einem Schild ist das Motto des Freilichtmuseums, „Dein persönlicher Blick auf die Geschichte Russlands“, angebracht.

sten als auch die Bewohner der mehrere Dutzend Kilometer entfernt liegenden Dörfer haben in den 1970-1990er Jahren alles Brauchbare weggeschleppt. Der Ort ist unwirtlich, verwildert und zugewachsen mit Weiden- und Birkengehölz. Es mangelt an Feuerholz und sauberem Trinkwasser, im Sommer plagen Mücken und Bremsen. Eine Mobilfunkverbindung mit der Stadt gibt es nicht. Der Zugang zu Stvor ist nur auf dem Wasserweg möglich. Und nichtsdestotrotz bringt der Ort die besten Voraussetzungen für unser Experiment mit – eine reiche Geschichte.

Bereits 1942 wurde im Zusammenhang mit der staatlichen Entscheidung über den Bau des Ponyšer Wasserkraftwerks am Fluss Čusovaja ein Straflager in Stvor eingerichtet. Denn in den ersten und schwersten Kriegsjahren waren für die Versorgung der Industrie im Vorural neue Energiequellen erforderlich. Die Staatsmacht sah die Lösung der Energieproble-

me nicht nur im schnellen Aufbau neuer Kohleschächte, sondern auch im Aufbau einer Reihe kleinerer Wasserkraftwerke entlang der Flussläufe der Flüsse Us'va, Vil'va und Čusovaja. Verantwortlich für ihre Errichtung war die Hauptverwaltung der Lager (GULAG), die dem Volkskommissariat für Inneres (NKVD) unterstand. Als Arbeitskräfte wurden in erster Linie Häftlinge herangezogen, die in den speziell dafür eingerichteten Besserungsarbeitslagern des Ponyšlag, Široklag und anderen Lagerabteilungen interniert waren. Die Verwaltung des Ponyšer Lagerkomplexes befand sich an der Eisenbahnstation Vsevsjatskaja, das Hauptlager jedoch wurde nahe der Siedlung Stvor eingerichtet, da an dieser Stelle der Hauptdamm errichtet werden sollte. Tausende Menschen, darunter die Mehrzahl sogenannte „politische Häftlinge“, die nach dem Paragraphen 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR verurteilt worden waren, mussten hier im Dickicht der Tajga Holzfällerarbeiten verrichten, Baumstümpfe roden, das Fundament des Staubeckens legen und das Fundament des zukünftigen Wasserkraftwerks erbauen. Die Gefangenen förderten Kohle, bauten Baracken sowie weitere Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Da für die Errichtung des Wasserkraftwerks lediglich zwei Jahre eingeplant waren, wurden in den ersten Jahren nur provisorische Gebäude errichtet. Hunderte Menschen starben an den Folgen der schweren Arbeits- und Lebensbedingungen. Das Wasserkraftwerk wurde jedoch nie fertig gestellt, weil 1944 die Pläne geändert worden waren. Das Straflager wurde schließlich als Filtrationslager für ehemalige sowjetische Kriegsgefangene genutzt, die aus deutschen Konzentrationslagern zurückkehrten. Im Jahr 1946 erhielt der Lagerpunkt Nr. 1 «Stvor» der Besserungsarbeitskolonie (ITK) Nr. 10 den Status eines Lagers für schwere Zwangsarbeit (*prinuditel'nye katoržnye raboty*), in dem bis 1953 erneut vorrangig politische Gefangene inhaftiert waren. Durch das neue, erschwerte Haftregime war die Sterblichkeitsrate der über 2.500 Gefangenen sprunghaft angestiegen. Nach dem Tod Stalins und nach den Massenamnestierungen behielt das Lager seinen Status als Lager für Häftlinge bei, die aus politischen Gründen verurteilt worden waren. 1962 wurde das Lager «Stvor» der Besserungsarbeitskolonie Nr. 10 in eine eigenständige Haftvollzugsanstalt mit normalen Haftbedingungen (*obščij režim*) umgewandelt. Unter der Bezeichnung Nr. 33 existierte es bis 1972. Mit der Auflösung des Lagers endete kurze Zeit später auch die Siedlungsgeschichte von Stvor. Im Jahre 1975 löste sich die Siedlung, in der bis zu diesem Zeitpunkt das ehemalige Wachpersonal des Lagers gelebt hatte, auf.

Für uns als Aktivisten von Memorial Perm ist es von besonderer Bedeutung, dass Stvor das einzige Lager mit erschwerten Haftbedingungen war, das auf dem Territorium des Permer (vormals

Molotover) Gebiets in der Stalinzeit existiert hat. Es unterschied sich von anderen Straflagern durch äußerst schwere Haftbedingungen für die im Lager internierten Gefangenen, die, wie wir heute wissen, zu einem großen Teil unschuldig verurteilt worden waren.

Für den Aufbau eines Erinnerungsortes hat Stvor noch einen weiteren Vorteil. Wassersport hat im Permer Gebiet den Status eines Massensports. Stvor ist äußerst günstig in einem Abschnitt der Čusovaja zwischen der Touristenbasis Ust'-Kojva und der Stadt Čusovoj gelegen - eine der populärsten Reiserouten von Wasserwanderern im Permer Gebiet überhaupt. Nach unseren Berechnungen passieren pro Saison rund 10.000 Personen auf ihren Flößen, Kanus, Ruder- und Schlauchbooten diesen Ort. Darunter sind viele junge Erwachsene. Wenn auch nur ein Bruchteil von Ihnen eine kurze Pause in Stvor einlegen würde, so unsere Überlegung, kämen auf diese Weise eine ganze Menge Menschen mit dem ehemaligen Lager und der Geschichte der politischen Repressionen in Kontakt.

Zu Beginn unserer Aufbauarbeiten des Erinnerungsortes erschien es uns besonders wichtig, den Ort von der Flussseite her kenntlich zu machen. Obwohl der Ort nur von dort zugänglich ist, sind die Überreste des Lagers aus dieser Perspektive kaum sichtbar. Es war uns wichtig, den Ort mittels Gedenkzeichen, Symbolen oder Aufschriften zu „markieren“, damit er ins „Auge springt“ und die Neugierde der Touristen weckt. Außerdem brachten wir Kurzinformationen zur Geschichte des Straflagers in Stvor an. Die von uns verwendeten Materialien bei den Aufbauarbeiten mussten sowohl leicht zu beschaffen als auch billig sein, d.h. wir griffen auf vorhandenes Holz und mitgebrachtes Papier, Farbe und Lack zurück, da es uns klar war, dass wir vorerst nicht viel investieren dürften. Und dies war keine Frage unserer Finanzmittel, sondern vielmehr unserer Strategie. Wir wollten prüfen, ob unser Projekt Resonanz fand und wie damit umgegangen würde, ob es gar geplündert oder zerstört würde. Und das nicht nur von Menschenhand, sondern vor allem auch von den Kräften der Natur durch Wind, Regen, Eis und Schnee. Selbst wenn über den Winter vieles verloren gehen würde, so könne man es mit Hilfe von Freiwilligen im nächsten Sommer leicht wiederaufbauen. Von Anfang an wollten wir die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf diese Art und Weise inspirieren sich selbst einzubringen und zu improvisieren. Stvor sollte zu einem Ort werden, an dem der „persönliche Blick auf die russische Geschichte“ neue Formen der Bewahrung von Erinnerung, der Gedenkkultur hervorbringen sollte.

Wir begannen also das Territorium des ehemaligen Lagers zu säubern, mähten Gras und entfernten Stauden, um einen zentralen Platz freizulegen. An einer erhaltenen Mauer der Werkstattgebäude brachten wir die Aufschrift „Ehemaliges Politlager Stvor“ an. Auf der anderen Seite errichteten die Freiwilligen eine fünf Meter hohe Holzkonstruktion, die einen Wachturm nachbildet. Der Aufbau dieser Konstruktion war improvisiert, das heißt, die Freiwilligen hatten nicht geplant einen Wachturm aufzubauen, dem die Konstruktion aber letztlich ähnlich sah. Auf allen vier Seiten brachten wir Informationstafeln an, so auch einen Lagerplan aus dem Jahr 1951, den wir im Permer Staatsarchiv recherchiert hatten. Ebenso befestigten wir Gebrauchsgegenstände aus dem Lageralltag an dem Holzkonstrukt: Gitter, Stacheldraht, Lampenteile und sogar eine Eisenbahnschiene, an die damals geschlagen wurde und deren Klang den Tagesablauf



Anreise der Sommerschule „Der Gulag im russischen Gedächtnis“ auf dem Katamaran von Ust'-Kojva nach Stvor, August 2009.



*Holzkonstruktion mit
Informationstafeln auf
dem Gelände des „Mu-
seums ohne Guide“ in
Stvor*

der Häftlinge bestimmte. Jeder, der an diesen Ort kommt, kann sie nun auch zum Tönen bringen und damit ist seine beginnende Bekanntschaft mit der Geschichte des Lagers markiert, ob er möchte oder nicht.

Selbstverständlich haben wir aus den bereits erläuterten Gründen weder Möglichkeiten noch Ressourcen in Stvor ein Museum aufzubauen, in dem unterschiedlichste Exponate und Dokumente in einer Dauerausstellung präsentiert werden können. Das können wir nicht, erachten es aber auch nicht als notwendig. Das ehemalige Lager selbst ist ein großes und äußerst interessantes Exponat unter freiem Himmel, ein Freilichtmuseum. Die ausdrucksstarken und für sich sprechenden Fragmente und Artefakte des ehemaligen Lagers bieten die Grundlage dafür: Fundamente der Gefangenenbaracken, Überreste der Werkanlagen und die vielfältigen Alltags- und Gebrauchsgegenstände aus dem Häftlingsalltag. Ich weiß, dass es Menschen gibt, die nicht verstehen, warum wir diese Arbeit machen. Auch finden sich sicherlich Kritiker, die unseren bis zu einem gewissen Grad dilettantischen Umgang bei der Bewahrung der Erinnerung verurteilen. Und vielleicht werfen sie uns auch vor, dass wir auf diese Weise die Wurzeln dessen, was unter Begriffen wie „historische Forschung“, „Rekonstruktion der Erinnerung“, „Museum“ usw. verstanden wird, ignorieren. Aber das macht mir keine Angst. Denn dieses Projekt der Jugendarbeit beinhaltet etwas Wichtiges, etwas Positives, das es von so manch anderem Versuch, die Geschichte der tragischen Vergangenheit und des Stalinismus zu verstehen, unterscheidet.

**Interpretation
&
Darstellung**

Memento Gulag

Ein System, zwei Perspektiven.

Maciej Wąs

Mein Interesse war geweckt worden. In der Broschüre über das Museum der Besserungskolonie IK-35 hatte ich gelesen, dass sich das Museum als seine vordringliche Aufgabe „die Erziehung zur Vaterlandsliebe, zur Achtung gegenüber der Geschichte und Kultur des eigenen Volkes“ stellt.¹ Ingeheim frage ich mich neugierig, auf welche Art und Weise das Museum dieses Ziel erreichen möchte und welchen Beitrag es zu den oben genannten Aufgaben zu leisten vermag. Etwas enttäuscht musste ich nach Aufschlagen der ersten Seite jedoch feststellen, dass sich die vom Gründer des Museums Vladimir Kirillovič Kurguzov formulierte pädagogische Zielsetzung nicht auf die breite Masse, sondern auf den Kaderbestand und personellen Nachwuchs des Strafvollzugssystems bezieht. Er möchte ihnen und allen anderen Besuchern in seiner Ausstellung die „Wahrheit“ über das sowjetische Strafvollzugssystem erzählen.²



Ausstellungsraum im
„Gesellschaftlichen
Museum IK-35“

Die von ihm konzipierte Ausstellung führt uns durch verschiedene Epochen der russischen/sowjetischen Geschichte. Der Zielgruppe entsprechend nimmt das Thema „Dienst an der Waffe“ oder „Krieg“ in den Museumsräumen eine herausgehobene Rolle ein. So wird der Vaterländische Krieg von 1812 thematisiert und es werden seine russischen Helden gezeigt. Im Ausstellungsraum mit dem Titel „Sie haben das Vaterland verteidigt“ werden die Mitarbeiter des Strafvollzugssystems geehrt, die am „Großen Vaterländischen Krieg“, d.h. dem Zweiten Weltkrieg, teilgenommen und nach dem Kriegseinsatz ihren Dienst im Strafvollzugssystem fortgesetzt oder angetreten haben. Über sie erfahren die Besucher, dass diese durch ihren Einsatz im weit hinter der Front gelegenen Permer Gebiet einen wesentlichen Beitrag für die Versorgung der Front geleistet haben und somit auch bei der Zerschlagung des Feindes. Auch waren es die Häftlinge des Strafvollzugssystems, die während des „Großen Vaterländischen Krieges“ über 70 Millionen Einheiten technischer Kampfmittel produziert haben. Uniformen, Waffen und Munition aus der Zeit des „Großen Vaterländischen Krieges“ sind ausgestellt, aber auch „stumme Zeugen“, d.h. Artefakte, aus dem Tschetschenienkrieg. Im „Geist des Patriotismus“ und in der „Tradition der Vaterlandsverteidigung“ werden Soldaten der Truppen des Innenministeriums gezeigt, die in heute sogenannten hot spots wie z.B. Tschetschenien eingesetzt worden waren. Zahlreiche Diplome, Medaillen und Auszeichnungen zeugen von deren Hingabe. An der Wand hängt ein Plakat mit der Parole „Vaterland, Treue und Brüderlichkeit“ und den Schlagworten „Gewissen und Ehre“.

1 Siehe Vladimir Kurguzov: *Obščestvennyj muzej FBU IK-35* (2007). Alle im Text angegebenen Zitate stammen aus dieser Broschüre, die Seitenangaben erfolgen in Klammern.

2 Siehe auch Interview mit Vladimir Kurguzov im Dokumentarfilm „Die Gegenwart der Vergangenheit. Der Gulag im russischen Gedächtnis“.

Vladimir Kirillovič Kurguzov erklärt in der Broschüre zur Ausstellung, dass er explizit nicht einverstanden sei mit einer Sichtweise auf die Geschichte des Strafvollzugssystem, die „*das System als eine herzlose Maschine*“ darstelle, „*die menschliche Schicksale zermürbt...*“ (S.5). Und ja, muss das Strafvollzugssystem nicht auch wirklich eine „menschliche Seite“ haben?

Diese „menschliche Seite“ und die Lebenswelt der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Strafvollzugssystems will Vladimir Kurguzov im Museum dokumentieren: Fotos zeigen die Beteiligung der ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an Versammlungen, Festen und Gedenktagen, aber auch dabei, wie sie in ihrer Freizeit Sport treiben, im Chor singen, andere Veteranen treffen oder gar eine Exkursionsfahrt nach Borodino, einen Kriegsschauplatz, an dem sich heute ein Museumsreservat befindet, organisieren. In der Ausstellung kann man Fotos von Mitarbeitern des Strafvollzugssystems bei freiwilligen Arbeitseinsätzen (den sog. Subbotniks), beim Kartoffelsortieren und beim Ausbessern der Zufahrtsstraßen betrachten. Besonders erfolgreich scheinen die Mitarbeiter auch in Wettbewerben wie dem Fischen oder Jagen zu sein. Auch besteht das Strafvollzugssystem nicht nur aus Aufsehern. Wie an den Fotos zu erkennen, arbeiten dort auch Buchhalterinnen. Und die Mitarbeiter haben Familien. In der Exposition lernen wir ganze Familien-Dynastien kennen, die „im System“ dienen. Während ihre Kinder den örtlichen Kindergarten und die Schule besuchen, hegen die Eltern die Hoffnung, dass sie in ihre Fußstapfen treten und das Erbe des Systems antreten werden. In der Ausstellungen werden Biographien der ehemaligen Mitarbeiter wie dies von Petr Ketov gezeigt. Zunächst Soldat im „Großen Vaterländischen Krieg“, versah er ab 1947 seinen Dienst im Strafvollzugssystem u.a. als Leiter des Untersuchungsgefängnisses des „Kuz'ilag“, später bei der Besserungsarbeitskolonie Nr. 10 im Dorf Central'nyj. Nach seiner Pensionierung engagierte er sich als Stellvertreter des Exekutivkomitees der Stadt Gornozavodsk. Die dankbaren Einwohner widmeten ihm deshalb ein Gedicht. Petr Ketov, so heißt es in der Ausstellung, „*schenkte den Menschen Freude. Seine Holzschnitzereien halfen Menschen die Schönheit der sie umgebenden Welt zu begreifen.*“ Seine ehrenamtliche Arbeit als Erzieher der Jugend in der Besserungsanstalt von IK-35 bleibt in der Ausstellung nicht unerwähnt, wie auch seine private Seite. Denn mit ihm versah auch seine Ehefrau den Dienst.

„*Wenn es irgendwo Fehler gegeben hat, dann versuchten wir sie zu korrigieren und daraus zu lernen*“, erklärt Vladimir Kurguzov (S.3). Aber wird dieser Anspruch in der skizzierten Ausstellung auch wirklich eingelöst? Erzählt man sich nicht eher eine „Heldengeschichte“, ganz ohne Furcht und Tadel, anstatt eine kritische Auseinandersetzung anzustoßen? Liegt das Problem nicht schon im Konzept? Wenn man sich die Erziehung anhand der „besten Beispiele“ (S.1) vornimmt, dann kommt es unweigerlich dazu, die Fehler an den Rand zu schieben, sie verschwinden zu lassen. Wozu sollte man sie denn auch zeigen? Reichen die „besten Beispiele“ für eine Erziehungsmaßnahme nicht aus? Sind diese denn nicht etwa aussagekräftig genug?

Meines Erachtens hätte das Augenmerk der Ausstellung vielmehr auf die Analyse der Fehler gelegt werden müssen. Erst dies birgt die Möglichkeit einer Auseinandersetzung und die Chance, sie in Zukunft zu vermeiden. Alles andere erscheint vor diesem Hintergrund als Farce. „*Wenn es irgendwo Fehler gegeben hat...*“. Allein die Betonung auf „*irgendwo*“ erweckt bei mir den Eindruck, als ob man nicht so ganz genau wüsste, wo diese Fehler zu suchen seien. Die Fehler werden auf diese Weise für unwichtig erklärt. Nimmt man sich jedoch vor, die „Fehler“ ins Blickfeld zu nehmen, dann ist es notwendig, auch weiterzudenken und danach zu fragen, welcher Art diese Fehler waren. Ob sie „technischer“ oder „ideologisch-politisch-moralischer“ Natur waren. Für mich macht das einen großen Unterschied. Was die „technische Seite“ anbetrifft, so gibt es keinen Zweifel daran, dass sich die Mitarbeiter in ihrer Ausbildung mit Fluchtversuchen und

ihrer Verhinderung auseinandersetzen. Sie lernen ganz offensichtlich, wie man Widerstand und Aufruhr brechen kann und welche Reaktion in „gefährlichen Situationen“ angebracht ist. Wissen dieser Art gehört zu ihrem beruflichen Handwerkszeug und es ist verständlich, dass dieses nicht unbedingt publik gemacht werden soll. Mir geht es jedoch mehr um die „ideologisch-politisch-moralische“ Seite. Diese wird nicht erwähnt, bleibt ausgeblendet. In meinem Verständnis jedoch wäre für diese Auseinandersetzung in einem Museum mit dieser Zielsetzung genau der richtige Platz. Sollte man nicht gerade dort, wo Aufseher von Gefängnissen und Strafkolonien ausgebildet werden, auch die Ungerechtigkeit des Systems zeigen? Woran könnte man die Ungerechtigkeit zeigen und erkennen? Betrachtet man die Geschichte des Gulagsystems, dann saßen in den Straflagern zweifellos auch gewöhnliche Kriminelle wie z.B. Mörder, die in den meisten Staaten der Welt verurteilt worden wären. Aber sowohl in der Stalinzeit als auch nach 1953 waren in den Strafkolonien auch Häftlinge interniert, die man aufgrund der „politischen“ Paragraphen des Strafgesetzbuches der UdSSR verurteilt hatte: bis 1960 nach §58, danach nach den §64 für „Vaterlandsverrat“, §70 für „antisowjetische Agitation und Propaganda“ oder §77 für „Banditentum“. Die Sprache der sowjetischen Justiz verschleiert, dass unter den zuletzt genannten Paragraphen vorrangig Dissidenten, Systemkritiker oder Menschen verurteilt worden waren, die für die Unabhängigkeit ihrer Republiken kämpften.



Kopien aus der Personalakte der zur Stalinzeit repressierten Klavdia Berner auf einer Schautafel der Ausstellung „Gulag: Geschichte, Zwangsarbeit und Lageralltag“ in der Gedenkstätte „Perm-36“.

Man kann zwar argumentieren, dass jeder Staat ein Strafvollzugssystem braucht und man seinem Vaterland dort auch dienen können muss. Aber für mich persönlich wird im Museum von Vladimir Kirillovič Kurguzov ein ganz wichtiger Aspekt außer Acht gelassen: die Sensibilisierung des Personals der Strafanstalten für die jeweiligen Hintergründe der Häftlinge und eine Stärkung der eigenen Urteilskraft. Und auch wenn von einem Mitarbeiter der Strafvollzugsanstalt erwartet wird, dass er vor allem Befehle ausführt, so sollte dieser Aspekt in seiner Ausbildung nicht fehlen.

Eine ganz andere Perspektive auf das Strafvollzugssystem in der Sowjetunion eröffnet sich in den Ausstellungen in der „Gedenkstätte für die Geschichte der politischen Repressionen „Perm-36““. Bereits der Name des Ortes ist Programm. Hier wird weniger vom „Strafvollzugssystem“ gesprochen als vielmehr über die in der Sowjetunion ausgeübten politischen

Repressionen. Es ist diese Geschichte, die erzählt wird, und ihrer Opfer soll gedacht werden. Bereits auf der Eintrittskarte ist zu lesen, dass wir das einzige „Gulag-Museum“ Russlands betreten, das sich am authentischen Ort eines ehemaligen Lagers befindet. Das Gelände ist groß, umfasst das Territorium des ehemaligen Straflagers und bietet daher – im Gegensatz zum Museum in Perm-35, das in einer 4-Zimmer-Wohnung eines Wohnhauses untergebracht ist – genug Raum für unterschiedlichste Ausstellungen. So wird in der in einer ehemaligen Häftlingsbaracke befindlichen Ausstellung zum sowjetischen Zwangsarbeitslagersystem innerhalb des Gulags erklärt, welche Rolle der Gulag für die Wirtschaft des Landes hatte. Man erfährt auch, dass auf Grundlage des §58 des Strafgesetzbuches in der Stalinzeit praktisch jeder ins Lager geraten konnte. Unter Stalin sollten billige Arbeitsklaven durch ein Anreizsystem gestaffelter Lebensmittelnormen zu mehr Leistung motiviert werden. Wer die Arbeitsnorm nicht erfüllen wollte oder aufgrund extremer körperlicher Erschöpfung und Verletzungen nicht mehr erfüllen konnte, wurde in kurzer Zeit zum vom Tode gezeichneten „dochodjaga“, zum Häftling, der „auf den Tod zugeht“ (von russisch dochodit’). In den 1940er und 1950er Jahren gab es im Molotover

(heute Permer) Gebiet ca. 170 solcher Lagerpunkte wie jenes ITK-6, auf dessen Territorium sich heute die Gedenkstätte befindet. Mit Hilfe geografischer Karten wird ein Überblick über die Verbreitung der sowjetischen Straflager gegeben. Zeichnungen der Häftlinge aus verschiedenen Lagern geben Alltagssituationen wider, die von den Verantwortlichen und Aufsehern gerade nicht dokumentiert und festgehalten wurden: die schwere Arbeit, die Brutalität der Wächter oder entwürdigende nächtliche Durchsuchungen der weiblichen Gefangenen durch männliche Aufseher. Wir finden dort auch verschiedene Archivdokumente wie außergerichtliche Verurteilungen durch eine sog. „Trojka“, Verhörprotokolle sowie Alltagsgegenstände aus dem Lager. Zwar kann man in der Ausstellung nur schwer einen roten Faden finden, aber vielleicht ist die chronologische Darstellung auch nicht das Ausschlaggebende. Die Ausstellung ermöglicht es vielmehr den Besuchern sich einen thematischen Überblick über die Facetten des Strafvollzugssystem und des Lageralltags zu verschaffen.

In einer weiteren Ausstellung werden die verschiedenen Perioden der Lagergeschichte in Kučino gezeigt: Von der Gründung 1943 bis zu Stalins Tod war das ansässige Lager ein ganz typischer Lagerpunkt des Gulagsystems – ein kleines im Wald gelegenes Lager mit nur vier Baracken, geführt als ITK-6. Nach Stalins Tod saßen dort – was wiederum sehr ungewöhnlich war - in Ungnade gefallene Mitarbeiter des Strafvollzugssystems ein. In der Umgangssprache nannte man diese Straflager deshalb „Rote Zonen“. Ab 1972, d.h. mit Beginn der „Dissidentenperiode“, waren ein bedeutender Teil der Insassen politische Häftlinge. Nach und nach entwickelte sich der frühere Lagerpunkt zu einem größeren Lagerkomplex, nun unter dem Kürzel VS 389/36. Gesichert war es in dieser Periode mit einem komplexen, mit Bewegungssensoren versehenen Lagerzaunsystem mit Stacheldrahtstreifen und hölzernen Blenzäunen. Diese sind heute weitgehend rekonstruiert.

Auffallend in der Darstellung der Geschichte des Lagers ist, dass die ersten zwei Perioden gesichtslos sind. In der Ausstellung finden wir keinen Namen. Erst für die dritte Periode ab 1972 sind Schicksale einzelner Insassen dokumentiert. Jede dieser Biographien ist einzigartig, und doch lässt sich ein Muster für die 1970/80er Jahre erkennen: Viele der ehemaligen Häftlinge setzten sich als Aktivisten gegen die Verletzung der Menschenrechte ein, waren nonkonforme Schriftsteller oder traten für die Unabhängigkeit ihrer Republiken ein. Dafür wurden sie angeklagt und zu langen Haftstrafen im Lager und zur anschließenden Verbannung verurteilt. Alle von ihnen waren nach kurzer Zeit erneut festgenommen und verurteilt worden. Weil sie als „besonders gefährliche Staatsverbrecher“ und Wiederholungstäter (russ. recidivisty) eingestuft wurden, verbrachten sie einen Teil der Haftstrafe im Straflager mit „besonderem Haftregime“ in der Einrichtung VS-389/36. Vorgestellt werden in der Ausstellung die Lebenswege von Sergej Kowaljev, Ivan Gel', Lev Luk'janenko und sowie die Schicksale der in Perm-36 umgekommenen Oleksa Tichyj, Valerij Marčenko, Jurij Litvin und Vasil' Stus. Ebenfalls finden die Besucher auf dem Gelände der Gedenkstätte eine Ausstellung mit dem Titel „Für unsere und eure Freiheit“, die über die Geschichte der Bewegung gegen die Verletzung der Menschenrechte in der UdSSR und ihre bekannten Mitglieder informiert.

In einer der Öffentlichkeit nicht mehr zugänglichen Ausstellung in der Baracke des besonderen Haftregimes, die nach einem Brand für reguläre Besucher geschlossen ist, sind Stehtafeln mit



Biographische Informationen zum ehemaligen Dissidenten und Polithäftling Vladimir Bukovskij auf einer Schautafel der Ausstellung „Für unsere und eure Freiheit“ in der Gedenkstätte „Perm-36“.



Rekonstruktion der Wachanlage und des Lagerzauns auf dem Gelände der ehemaligen „Baracke mit besonderem Haftregime“ in der Gedenkstätte „Perm-36“.

Informationen und Fotos über das Leben prominenter Häftlinge aus der „Dissidentenperiode“ untergebracht. All diese Einzelausstellungen sind kein getrennter, isolierter Teil des Museums. Man kann sie als Einführung oder Ergänzung zu dem ganzen Gebäudekomplex der Gedenkstätte „Perm 36“ betrachten. Es sind vor allem das Gelände und die Hinterlassenschaften des Lagers, die an diesem authentischen Ort beeindruckend sind. Aus diesem Grund hat sich die Museumsleitung entschieden, dass der „ursprüngliche Zustand“ des ehemaligen Lagers rekonstruiert werden soll – womit wiederum v.a. die Bauten aus der dritten Periode der Existenz des Lagers gemeint sind. So können die Besucher heute bei ihrem Rundgang eine Zelle des Karzers aus der Perspektive eines Wächters, d.h. von außen durch das Guckloch in der Tür beobachten. Oder das Gelände von einem Wachturm aus ansehen. Es ist aber auch möglich, die Perspektive zu wechseln und das Lager aus der Sicht eines Häftlings zu „erleben“:

So können sie den Weg von der Wohnzone in die Arbeitszone abschreiten und dabei den Kontrollpunkt passieren. Oder aber den Weg zum Karzer einschlagen, sich dem Stacheldrahtzaun nähern und dabei die Hoffnungslosigkeit ehemaliger Häftlinge nachempfinden. Wenn sie wollen, können sie aber auch in den „Schwarzen Raben“ steigen und den dunklen, engen und im Sommer extrem heißen Raum eines Gefängniswagens erleben.

Es ist der Raum, der die Besucher des Museums „Perm-36“ beeindruckt. Aber hätte eine auf diesem Konzept basierende Ausstellung auch einen Wert für die Dorfbewohner von Central'nyj und die Mitarbeiter der dortigen Strafkolonie IK-35? Diese leben in unmittelbarer Umgebung der Strafkolonie. Wachtürme, Zäune und Stacheldraht gehören zu ihrem Alltag. Wenn die Kinder morgens zur Schule gehen, sehen sie zuerst Wachtürme. Es ist für sie ganz bestimmt kein besonderes Erlebnis einen Häftling zu sehen. Auch haben sie ihr „eigenes“ Museum. Wollen sie überhaupt noch eine „andere“ Geschichte als die, die in ihrem Museum dargestellt ist? Zweifelsohne ist die Auseinandersetzung mit dem totalitären System mühsam und oft schmerzhaft, aber deshalb ist es noch lange nicht legitim sich nur das Heroische, das Glorreiche, das Angenehme der Geschichte herauszusuchen. Patriotismus bedeutet nicht gleich Kritiklosigkeit und die Geschichte muss mit ihren Licht- und Schattenseiten angenommen werden. In Kurguzovs Ausstellung fehlt der Blick auf die Häftlingstragödie. Jede ist einzigartig und lässt sich nicht zu einer ausgestellten Kontrollkarte reduzieren, so wie das in der von ihm konzipierten Ausstellung der Fall ist. Wer behauptet, dass die Ausstellung ausgewogen ist, weil sie alle Seiten darstellt, hat unrecht. Ein „einsamer“ Solženicyn zwischen den Werken von Lenin und Stalin, oder ein Exemplar des von Memorial Perm herausgegebenen Gedenkbuches an die Opfer der Repressionen zwischen zahlreichen Veröffentlichungen über den „Großen Vaterländischen Krieg“, stellen noch keine Ausgewogenheit her.

Selten werden die einander gegenüberstehenden Lesarten über das repressive System in der Sowjetunion so deutlich wie am Beispiel dieser zwei Orte „Perm-35“ und „Perm-36“. Während in „Perm-36“ das „Dekret über den roten Terror“ von 1918 gezeigt wird, hängen in „Perm-35“ Ehrendiplome für ausgezeichnete Dienste der Mitarbeiter des Strafvollzugssystems. Dabei werden auch die Missstände unter den Aufsehern wie Alkoholismus, Diebstahl, Verlust der Waffe,

Desertion oder Misshandlung von Gefangenen ignoriert.³ Vladimir Kurguzov versucht in seiner Ausstellung mit Hilfe von Dokumenten Menschlichkeit und Patriotismus der Mitarbeiter von „Perm -35“ zu betonen. Die Existenz des Gulagsystems leugnet er nicht. Im Gegenteil ist dieses zentral für seine Lebenswelt. Wenn er von der Achtung gegenüber Geschichte und Kultur des Volkes schreibt, dann wird deutlich, dass er als „Volk“ nur sein unmittelbares Umfeld, d.h. die Mitarbeiter des Strafvollzugssystems und ihre Familien, wahrnimmt. Daher wirft die Komposition seiner Ausstellung für mich gleichzeitig die Frage auf, inwieweit es für jemanden wie ihn möglich ist, seine Sichtweise jemals zu reflektieren. Besteht dazu überhaupt eine Chance?

An dieser Stelle können natürlich auch Kritikpunkte gegenüber dem Museum „Perm-36“ geäußert werden. Das Museum nutzt sein Potenzial noch nicht voll aus. Die „Baracke des besonderen Haftregimes“ ist nach dem Brand im Jahr 2002 noch immer für die Museumsbesucher geschlossen. Die Gedenkstätte könnte über das Gelände des ehemaligen Lagers hinaus die Geschichte der Repressionen noch mehr verbreiten, v.a. in Form von Publikationen oder zumindest einem begleitendem Katalog zur Ausstellung. Die Zeit, in der das Lager eine „Rote Zone“ war, ist völlig ausgeblendet und die Dissidentenzeit überrepräsentiert. Auch fehlen bei der Beschreibung der Exponate Quellenangaben. In meinem Verständnis aber gilt es bereits die Initiative zur Errichtung der Gedenkstätte zu würdigen und als außergewöhnliches Ereignis zu betrachten, das heute eine unschätzbare Bereicherung der russischen Erinnerungskultur darstellt und zur Differenzierung und Bewertung der sowjetischen Geschichte beiträgt. Dieser geleistete Beitrag zur „Enthomogenisierung“ steht in einer Tradition, die zu erstaunlichen Ergebnissen geführt hat. So erklärten die „politischen Häftlinge“ in den Lagern von Mordwinien und Perm bereits in den 1970er Jahren den 30. Oktober zum „Tag des politischen Gefangenen in der UdSSR“.⁴ Wer hätte damals daran geglaubt, dass in ferner Zukunft ein nunmehr ehemaliger KGB-Mann als russischer Präsident am Tag der Opfer der politischen Repressionen nach Butovo fahren würde, um dort, an einem erst wenige Jahre zuvor der Öffentlichkeit bekanntgewordenen ehemaligen Erschießungsplatz der Opfer des Stalinschen Terrors zu gedenken? So geschehen am 30. Oktober 2007. Zwei Jahre später, am 30. Oktober 2009, äußerte der neue russische Präsident Dimitrij Medwedjew, dass es keine Rechtfertigung für den Stalinistischen Terror geben könne.⁵

Kritiker würden sagen, dass den Worten Taten folgen müssen. Sicher wird die Heroisierung und Mythisierung der russischen/sowjetischen Geschichte seitens der staatlichen Geschichtspolitik auch weiterhin andauern. Aber wir haben hier im Permer Gebiet gesehen, wie unterschiedlich das repressive System auf lokaler Ebene interpretiert und dargestellt werden kann. Ohne Zweifel werden in Russland noch sehr lange beide Sichtweisen nebeneinander existieren. Deshalb ist jedes Zeichen und jeder Schritt wichtig, der – wie in der Gedenkstätte für die Geschichte politischer Repressionen „Perm-36“ – dem sowjetisch/russischen Monolithen Risse verleiht.



Karteikarte der Lagerverwaltung des ehemaligen Häftlings Vladimir Bukovskij aus seiner Haftzeit im VS-389/35, Exponat der Ausstellung des „Gesellschaftlichen Museums IK-35“.

³ Anne Applebaum schreibt in ihrer Geschichte des Gulag, dass Wachmänner und Angestellte des Lagers aus diesen Gründen regelmäßig verhaftet wurden. Anne Applebaum, *Der Gulag*. Berlin 2003, S. 286.

⁴ Chronika tekuščich sobytij Nr. 33 vom 10. Dezember 1974, S. 3ff.

⁵ <http://news.kremlin.ru/transcripts/5862/print>

Zwischenruf

Europäische Realitäten

Manuela Putz

Nach dem Besuch des „Gesellschaftlichen Museums der Besserungskolonie IK-35“ waren fast alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer unserer Sommerschule fassungslos. Die in der Ausstellung gezeigte Darstellung der Geschichte mutete ihnen grotesk an, ihr Inhalt erschien inakzeptabel und war mit ihren persönlichen Wertvorstellungen nicht vereinbar. Seit Beginn der Sommerschule waren sie angehalten worden über Vergangenheitsaufarbeitung zu diskutieren, über politische Repressionen, die endlich Teil des nationalen Gedächtnisses werden müssten und der Aufgabe des russischen Staates, Verantwortung für die in der Sowjetunion verübten Verbrechen zu übernehmen. Der Besuch im „Gesellschaftlichen Museum der Besserungskolonie IK-35“ konfrontierte die Teilnehmer/-innen mit einer Sichtweise, für die Vergangenheitsaufarbeitung jenseits des Denkbaren lag und die deshalb sowohl von den deutschen als auch den russischen Studierenden unisono ablehnt wurde. Der in unserer Forschergruppe vorherrschende Konsens darüber, dass Vergangenheitsaufarbeitung erstrebenswert und notwendig sei, hatte bewirkt, dass diese Maxime gleichsam als allgemeingültige Norm wahrgenommen wurde und Kurguzovs Museum und seine Interpretation der sowjetischen Vergangenheit demzufolge als Verletzung des vermeintlich Allgemeingültigen.

Im Verlauf der Forschung aber wurde immer offenkundiger, dass dieses Verständnis an der gegenwärtigen russischen Realität vorbeiführen musste und nur bedingt zu neuen Erkenntnissen beitragen konnte. Wer selbstverständlich von der Notwendigkeit einer Vergangenheitsbewältigung ausgeht, läuft Gefahr, immer wieder aufs Neue die fehlende staatliche Aufarbeitungspolitik und die Passivität der Bevölkerung in Hinblick auf den Aufarbeitungsprozess in Russland zu konstatieren, die dahinterliegenden Logiken jedoch auszublenden. Für ein umfassendes Verständnis der Realitäten ist es somit zielführender nach den dahinterliegenden Mechanismen zu fragen sowie danach, was den russischen Staat - gestern wie heute - überhaupt dazu veranlassen sollte, den Stalinschen Terror zu einem zentralen Thema von nationaler Bedeutung zu machen.

Schon zu Sowjetzeiten haben die Machthaber alles dafür unternommen, um einen Siegermythos zu konstruieren, der auf der Darstellung einer klaren Opfer-Täter-Dichotomie aufbaute. Das sowjetische Volk als Opfer und Sieger auf der einen Seite, deutsche Angreifer und Kollaborateure als Täter auf der anderen Seite. Diese Illusion von Eindeutigkeit sollte auf die sowjetische Bevölkerung, die massive Kriegsverluste erlitten hatte, integrativ wirken und das Staatsgebilde mit Hilfe eines umfassenden Heldengedenkens stabilisieren. Der Siegesmythos schuf eine positive staatstragende Identität, die den verschiedenen zentrifugalen Kräften entgegenzutreten sollte. Im Gegensatz dazu konnte (und kann) mit Hilfe des Stalinschen Terror kein staatstragender positiver Mythos geschaffen werden, wenngleich die Opferzahlen der Stalinschen Repressionen in ähnlicher zweistelliger Millionenhöhe angesetzt werden wie die Opfer des Krieges. Nie hatte sich der Stalinsche Terror gegen „äußere Feinde“ gerichtet, sondern er zielte von Anfang an gegen das eigene Volk. *„In der Erinnerung an den Terror fällt die Verteilung der Hauptrollen schwer, wir können nicht entscheiden, wer ‚wir‘ und wer ‚die anderen‘ sind“*, konstatierte der Vorsitzen-

de von Memorial Moskau, Arsenij Roginskij, auf einer Konferenz zur Geschichte des Stalinismus Ende 2008.¹ Roginskij zielte damit gleichzeitig auf eines der Hauptprobleme und größten Hindernisse für eine Vergangenheitsaufarbeitung ab, nämlich der „Unmöglichkeit, das Böse abzuspalten“.² Schließlich waren die Haupttäter des Terrors anerkannte staatliche Akteure, die auch heute nach wie vor als „Eigene“ anerkannt werden, deren Abspaltung nur bedingt angestrebt wird. Die Darstellung der Opfer-Täter-Verhältnisse wird dadurch weiter verkompliziert, dass viele der früheren Täter später selbst zu Opfern des Terrors wurden. In Hinblick auf den Stalinschen Terror sind also aus der Sicht des Staates keinerlei Voraussetzungen dazu gegeben, eine positive Identität für die Bevölkerung zu schaffen. Dies ist auch der Grund, warum das Gedenken an die gefallenen Helden (respektive Opfer) des Großen Vaterländischen Krieges das Gedenken an die Opfer des Stalinschen Terrors weiterhin überformt. Hinzu kommt, dass die Sowjetunion, die als Siegerstaat aus dem Zweiten Weltkrieg hervorging, zu keinem Zeitpunkt dazu gezwungen war, eine „negative“ Identität zu entwickeln, auf der – ähnlich wie in Deutschland im Umgang mit Kriegsschuld und Shoah – eine staatliche Politik der Vergangenheitsaufarbeitung überhaupt hätte fußen können.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass die gegenwärtige staatliche Politik in Russland weder Interesse daran zeigt, eine Politik der Vergangenheitsaufarbeitung zu verfolgen, noch den Stalinschen Terror als Frage nationaler Bedeutung zu inszenieren. Gleichzeitig geben diese Rahmenbedingungen den Aktionsradius für Akteure der Aufarbeitung, d.h. für Verbände wie Memorial oder den Assoziationen ehemaliger Repressierter, vor. Dies mag erklären, warum die Erinnerung an den Stalinschen Terror dort, wo sie überhaupt in Erscheinung tritt, der Opfer der Repressionen gedenkt, im Opfergedenken verharrt und die Frage nach den Tätern in der Regel ausgeblendet wird.

In der von uns besuchten Gedenkstätte für die politischen Repressionen „Perm-36“, die sich an europäischen Ansätzen und Mustern der Vergangenheitsaufarbeitung orientiert und deren Aufbau von westlichen Stiftungen teilfinanziert worden war, haben die Ausstellungsmacher den Versuch unternommen, das Problem der Verschränkung von Tätern und Opfern innerhalb einer Gesellschaft visuell darzustellen. Auf einer Schautafel werden die Porträts repressierter Künstler und Literaten, aber auch vollkommen unbekannter Opfer der Repressionen neben den Porträts von bekannten Politikern der Parteispitze gezeigt. Opfer und Täter stehen hier somit unvermittelt nebeneinander. Bei den Besuchern der Gedenkstätte führte diese Darstellung zu heftigen (Gegen)Reaktionen. Von vielen Besuchern und Gesprächspartnern wurde diese Art der Darstellung als äußerst geschmacklos empfunden. Im Gästebuch ist zu lesen:

„Was für ein Skandal! Wie konnten nur Porträts von Opfern und Tätern auf einer Tafel angebracht werden? Gumilev und Džeržinskij, Stalin und Florenskij, Mejerchol'd und Lenin? Ich fordere Sie auf dies zu ändern! Sie müssen doch an die Jugend denken. Unsere Generation stirbt und in ihrer Erinnerung stehen dann Babel und Sverdlov in einer Reihe.“

¹ Vgl. Roginskij, A., Fragmentierte Erinnerung. Stalin und der Stalinismus im heutigen Russland, in: Osteuropa 59 (2009), H.1., S. 37-44, hier S. 39.

² Ebd., S.39.

Schautafel im ehemaligen Filmvorführungsraum des Lagers und heutigen Gruppenarbeitsraum in der Gedenkstätte „Perm-36“.



Nicht zu Unrecht bestehen im heutigen Russland innerhalb der liberalen Bevölkerung Bedenken gegen eine Darstellung der Täter. Viele hegen die Befürchtung, dass angesichts der ausbleibenden Politik der Vergangenheitsaufarbeitung gerade die Beschäftigung mit den Tätern zu einer Relativierung der Stalinschen Verbrechen führen könnte bzw. die bereits bestehende Tendenz zur Verharmlosung weiter verfestigen könnte. Somit tragen die Sorgen und Selbstzurücknahmen einer liberal-demokratisch aufgeklärten Bevölkerung, aber auch der zivilgesellschaftlichen Akteure wie Memorial, nolens volens zur Einseitigkeit der Darstellung des Stalinschen Terrors im heutigen Russland bei. Memorial Perm verzeichnet im Permer Gebiet immerhin 79 Gedenkorte, die an die Opfer des Terrors erinnern.³ All diese lokalen Gedenkorte jedoch erinnern in erster Linie an die Opfer, die wenigsten von ihnen werfen Fragen nach den Tätern auf oder wollen dahingehend Aufklärung schaffen. Solange aber die Gedenkarbeit im Vordergrund steht und die Täter im Zuge der Aufklärungs- und Bildungsarbeit nicht ins Blickfeld gelangen, sind die Voraussetzungen für eine umfassende Vergangenheitsaufarbeitung nicht gegeben. Man mag einräumen, dass angesichts der politischen Atmosphäre im gegenwärtigen Russland eine ausgewogene Darstellung von den wenigen Akteuren, die eine Aufarbeitung verfolgen, nicht erwartet werden kann. Hinzu kommt, dass viele Initiativen ursprünglich von Opfern oder Opferverbänden ausgingen. Aufgrund ihrer Marginalität und ihrer geringen Popularität im heutigen Russland sind sie gezwungen, lokal zu agieren, regionale Handlungsspielräume und Netzwerke zu nutzen und den Fokus auf die Opfer zu richten. Mit einem Blick auf die Täter würden sie unweigerlich die Missbilligung sowohl der Behörden als auch der Mehrheit der Bevölkerung auf sich ziehen und ihre gesamte Tätigkeit umfassend gefährden. Die Konzentration auf die Opfer birgt weniger Konfliktpotential. Somit liegt auf paradoxe Weise auch in den Möglichkeiten der lokalen (politischen) Handlungsspielräume eine der Ursachen dafür, dass in der Darstellung des Stalinschen Terrors das „lokale Unglück“ über die Lesart einer „nationalen Tragödie“ dominiert.

Einige der Teilnehmerinnen und Teilnehmer unserer Sommerschule warfen im Zuge der Arbeit die Frage nach der Rolle der Geschichtswissenschaften auf. Aus ihrer Sicht wäre es nicht nur die Aufgabe des Staates oder gesellschaftlicher Akteure, sondern auch die Aufgabe der Historiker, den Terror differenziert zu erforschen und darzustellen. Diese Perspektive hängt selbstverständlich eng mit der Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland zusammen, die vom Staat gefördert, seit den 1960er Jahren in der BRD von der Bevölkerung eingefordert wurde und in den 1990er Jahren zu einem Boom der Erinnerungsforschung führte. Wie bereits aus den eingangs erwähnten Anmerkungen ersichtlich, sind diese Voraussetzungen im heutigen Russland nicht annähernd gegeben. Zwar hat in Russland der Stalinsche Terror Eingang in die wissenschaftlichen Diskussionen gefunden, anders als in Deutschland greifen die Geschichtswissenschaften jedoch Themenfelder wie die Untersuchung von Erinnerungs- oder Tradierungsprozessen, von Gedächtnis und Wahrnehmung nur vereinzelt auf. Vielfach werden sie sogar als fachfremd empfunden, da sich in ihrem Selbstverständnis eher Vertreter angrenzender Wissenschaftsdisziplinen wie Kulturwissenschaftler, Anthropologen oder Ethnologen derartigen Aufgaben widmen. Generell wird von Historikern in Russland nur bedingt erwartet, einen Beitrag zur Auflösung verbreiteter (staatlicher) Mythen zu leisten. Zu Sowjetzeiten wurden die Geschichtswissenschaften (wie auch andere Wissenschaftsdisziplinen) massiv dazu missbraucht, die Politik des Staates zu legitimieren. Diese Traditionslinie ist noch lange nicht gebrochen und daher sind russische Historiker viel eher mit der Erwartung konfrontiert, die gängigen Mythen zu festigen und zu stützen, als diese zu dekonstruieren.

³ <http://www.pmem.ru/index.php?mode=rpm&cexmod=rpm/memorials>

Darin liegt der Grund, warum die Geschichtswissenschaften auch heute noch als eher konservative und verstockte Wissenschaftsdisziplin angesehen wird und eine relativ große Zahl der Historiker geneigt ist, staatspatriotische Gesinnungen zu vertreten.

Es gibt natürlich auch Gegenbeispiele, d.h. eine Reihe angesehener Historiker, die sich die kritische Erforschung des Terrors zur Aufgabe gemacht haben, sowie einige Verlagshäuser, die dieses Anliegen unterstützen. Es wäre vermessen zu behaupten, dass keine fundierten wissenschaftlichen Analysen über den Stalinismus aus der Feder russischer Historiker existierten. Deshalb wies der russische Historiker Oleg Chlevnjuk auf der eingangs genannten Stalinismus-Konferenz ausdrücklich darauf hin, dass „*heutige Versuche, den kriminellen Charakter der stalinistischen Diktatur zu nivellieren, indem man sie auf die Modernisierung des Landes und den Sieg im Krieg reduziert, inakzeptabel sind*“.⁴ Zumindest aus wissenschaftlicher Sicht. Die in nur einem engen Kreis von Historikern zirkulierenden Forschungsergebnisse erlangen allerdings mangels Interesse von Staat *und* Bevölkerung kaum Breitenwirkung und vermögen es nicht, ein Korrektiv zu der staatlichen Geschichtspolitik zu bilden.

Die liberalen Kräfte in Russland und ihre Unterstützer im Westen sollten sich daher keine Illusionen machen. Es ist damit zu rechnen, dass auch in Zukunft Stalin in den vom Bildungsministerium jüngst zugelassenen bzw. empfohlenen Schulbüchern als „effektiver Manager“ dargestellt wird und das Gulagsystem aufgrund seines angeblichen Beitrags zur schnelleren Industrialisierung des Landes gerechtfertigt und gewürdigt wird.⁵ In genau dieses Paradigma fügt sich auch die im „Gesellschaftlichen Museum der Besserungskolonie IK-35“ gezeigte Ausstellung von Vladimir Kurguzov ein, in der die Mitarbeiter des Strafvollzugsystems zu Helden des Alltags stilisiert werden und die Frage nach ihrer möglichen Verantwortung und Beteiligung an den politischen Repressionen gar nicht erst aufgeworfen wird. Auch der Gedenkstein zur Erinnerung an die in „Kriegs- und Friedenszeiten gefallenen Mitarbeiter des Strafvollzugssystems“ auf dem Platz der Dekabristen vor dem Untersuchungsgefängnis in Perm reiht sich darin ein.

Solange der russische Staat mit seiner Geschichtspolitik weiterhin darauf setzt, das Bild einer ruhmreichen Vergangenheit zu vermitteln, und sich auch keine breite und engagierte gesellschaftliche Debatte zum Terror entwickelt, wird – allen anderslautenden Forderungen zum Trotz – dieses ungebrochene sowjetische Heldenverständnis weiterhin die russische Erinnerungskultur dominieren. Auch wird weder ein nationales Museum des Staatlichen Terrors mit umfassendem Bildungsauftrag entstehen, noch die Erinnerung an die Repressionen sich von der lokalen Ebene auf die nationale Ebene und von den Opfern auf die Täter verlagern können.

Für eine sinnvolle und konstruktive Auseinandersetzung mit der europäischen Geschichte jedoch muss diese Situation erkannt und als Vorbedingung für gemeinsames Handeln akzeptiert werden. Es ist nicht zielführend, die Erinnerung an die stalinistische Vergangenheit weiterhin im Kontext einer „deutschen“ oder vermeintlich europäischen Sichtweise (die von vielen Akteuren mit einer deutschen Sichtweise gleichgesetzt und somit missverstanden wird) zu bewerten. Die tatsächliche Herausforderung europäischer Projekte besteht vielmehr im Aushalten-Können von Sichtweisen, mit denen man nicht unbedingt konform geht. Erst eine gewisse Toleranz im Umgang miteinander birgt die Chance, fernab eines Lamentierens darüber, dass Russland quasi „nicht bekehrbar“ ist, nach gemeinsamen Möglichkeiten zu suchen, die den Weg hin zu einer umfassenden Aufarbeitung der stalinistischen Vergangenheit weisen könnten.

⁴ Chlevnjuk, O., Die stalinistische Diktatur. Politik, Institutionen, Methoden, in: Osteuropa 59 (2009), H.1, S. 45-50, hier S. 45.

⁵ Ejdelman, T., War Stalins Politik „effektiv“? Skandale um neue Geschichtsbücher in Russland, in: kultura Russland-Kulturanalysen 1/2008, S. 3-8.

Die Gegenwart der Vergangenheit

Gedanken zur Inszenierung von Authentizität

Nina Wolff

„Ljudi choťjat uvidet‘ kak eto bylo“ – „Die Menschen wollen sehen, wie es war“, konstatiert die erfahrene Museumsführerin der Gedenkstätte für die Geschichte der politischen Repressionen „Perm-36“ Nadežda Nikolaevna Tret‘jakova. Wie ein Leitmotiv zieht sich dieser Satz durch Interviews mit Besuchern, Anwohnern und den Teilnehmern der Sommerschule. Diese einfachen Worte zeigen, dass die Menschen, die einen sogenannten „authentischen“ Gedächtnisort aufsuchen, dort lebendig gewordene Geschichte erwarten. Darüber hinaus verweisen sie auf die komplexe Problematik des Verhältnisses zwischen Inszenierung und Authentizität, die jede Form der Musealisierung von kollektivem Gedächtnis betrifft. Einige Gedanken dazu möchte ich im Folgenden am Beispiel der Gedenkstätte „Perm-36“ und des Gedächtnisortes Stvor ausführen.

„Perm-36“ und Stvor sind authentische Orte in dem Sinne, dass die Ereignisse, an die sie erinnern, an eben diesem Ort stattgefunden haben. Es ist anhand historischer Dokumente nachgewiesen, dass auf dem Gelände der heutigen Gedenkstätte „Perm-36“ nahe des Dörfchens Kučino von 1946 bis 1987 ein sowjetisches Straflager bestand, so wie auch von 1942 bis 1972 in Stvor. Diese Authentizität macht die Faszination des Ortes aus, sie verleiht ihm eine gewisse Aura, welche die Erinnerung affektiv besetzt. Die Authentizität des Ortes verspricht dem Besucher einen direkten Zugang zur Vergangenheit - ein Nachempfinden der historischen Ereignisse, das über bloßes Betrachten hinausgeht. Die räumliche „Berührung“ mit dem zeitlich Fernen berührt uns auch emotional. Doch kann ein authentischer Gedächtnisort dieses Versprechen einlösen – kann er uns wirklich zeigen, „wie es war“?

Ein Gedächtnisort ist per definitionem nicht authentisch im Sinne von original. Die vielen Zeitschichten des Ortes überlagern die historische Wirklichkeit und verstellen sie dadurch.

Um das Gedächtnis des Ortes, seine Geschichte und Erinnerungsschichten zu erschließen, bedarf es immer einer Form der Rekonstruktion oder Inszenierung.

„Wir wollen sehen, wie es war.“ Nichts könnte besser den konstruierten Charakter des authentischen Ortes demonstrieren als das inhaltlich undefinierte Demonstrativpronomen „eto“, das jeder mit seinem eigenen Inhalt ausfüllt. Das „es“ verweist auf das Objekt der Erinnerung, welches der Gedächtnisort kodiert. In seiner Unbestimmtheit verdeutlicht es die Komplexität des Rekonstruktionsprozesses kollektiver Erinnerung.

Die Inszenierung von Authentizität an Gedächtnisorten ist eine Interaktion von drei Akteuren: des authentischen Ortes, der Regisseure der Inszenierung und der Rezipienten. Am Beispiel von „Perm-36“ bedeutet dies:

Gelände der ehemaligen Baracke mit besonderem Haftregime; rechts der Zellentrakt, im Hintergrund die Lagereinfahrt mit Wachhaus und ein Gefangenentransporter.



1. Das ehemalige Lagergelände bewahrt als Objektivation der vergangenen Ereignisse die Spuren der Geschichte politischer Repressionen in der UdSSR.
2. Die Museumsleitung und ihre Mitarbeiter setzen in einer kollektiven Arbeit die Rekonstruktion des Geländes und die Ausstellung um oder inszenieren als Museumsführer die Ereignisse narrativ.
3. Die Besucher der Gedenkstätte selbst bringen ihr Vorwissen, ihre Vorstellungen und Erwartungen mit - aus persönlichen Erfahrungen im Lager, über die Erzählungen von repressierten Verwandten, oder - in den meisten Fällen - aus medialer Vermittlung.

Diese Interaktion von Ort, Regisseur und Rezipient führt zur individuellen Aktualisierung des kollektiven Gedächtnisses, die konstitutiv für die Rekonstruktion eines lebendigen kulturellen Gedächtnisses ist. Das „ES“ ist also ein kollektives Konstrukt, das jedoch von jedem individuell entsprechend seines historischen Bewusstseins dekodiert wird. Die Inszenierung von Authentizität füllt das indefinite „éto“ mit Inhalt und wirkt daher sinnstiftend. Gedächtnisorte wie Stvor und „Perm-36“ sind in doppelter Hinsicht politisch: Erstens „erinnern“ sie nicht nur an politische Repressionen, sondern bewerten und formen implizit auch diese Erinnerung durch die Einordnung in einen bestimmten Sinnkontext, in diesem Fall in eine dissidentische Perspektive. Zweitens suggerieren sie als authentische Orte, dass diese konstruierte Erinnerung die Geschichte widerspiegelt, „wie sie war“.

Aleida Assmann sieht in der Inszenierung von Authentizität an authentischen Orten wie KZ-Gedenkstätten die Gefahr, dass das affektive Potential, das der Erinnerungsort mobilisiert, zu einer illusionären Identifikation führen könne. Sie plädiert daher dafür, dass die Illusion einer unmittelbaren Anschauung zerstört werden müsse.¹

Die Illusion einer vollkommenen Identifikation und eine damit einhergehende emotionale Manipulation entstehen weder in „Perm-36“ noch in Stvor. Einen Grund dafür sehe ich in den zivilgesellschaftlichen Wurzeln beider Projekte, die zu einer gewissen Dynamik oder Prozesshaftigkeit des Gedenkortes führen. Diese öffnet tendenziell den Blick des Betrachters für Interpretationsmöglichkeiten, anders als etablierte Gedächtnisorte, deren Rezeption schon festgeschrieben ist. Das Verhältnis zwischen Inszenierung und Authentizität ist in beiden Orten allerdings sehr unterschiedlich.

Das Konzept der Gedenkstätte „Perm-36“ macht sich mit der Rekonstruktion des Lagers die Faszination des vermeintlich Authentischen zunutze: Der Besucher vollzieht auf seinem Gang durch die schweren Eisentüren den Weg der damaligen Häftlinge nach; auf dem ehemaligen Lagergelände sind Baracken restauriert oder rekonstruiert worden, so dass das Lager nicht imaginiert werden muss, sondern „besichtigt“ werden kann. Die Inszenierung ist jedoch nicht vollkommen. Es gibt gewollte Brechungen durch die Graffiti an einer Barackenwand, die im Rahmen des Festivals „Pilorama“ entstanden sind, durch die Blumen und Bäume, welche den Besucher aus der imaginierten Lagerwelt in die Gegenwart des schönen Ural-Sommers zurückversetzt. An anderen Stellen verweist die Unvollkommenheit der Inszenierung eher auf organisa-



Kunstgraffiti an den ehemaligen Werkshallen in der Gedenkstätte „Perm-36“.

¹ Siehe Assmann, A., „Der lange Schatten der Vergangenheit“, Bonn 2007, S. 224.

Interpretation & Darstellung

torische oder finanzielle Mängel, so zum Beispiel der Umstand, dass einige Baracken völlig ungenutzt bleiben, dass die früheren Sicherheitsanlagen nicht zur Gänze wieder aufgebaut werden können oder die Tatsache, dass das Gelände der ehemaligen „Baracke mit besonderem Haftregime“ dem regulären Besucher nicht zugänglich ist. Die verlassen Zellenräume, die wir heute besichtigen können, zeigen, dass die „zona“ Vergangenheit ist. Die Ausstellung in den Räumen der restaurierten „Originalbaracke“ dient der reinen Information und bietet wenig Identifikationsfläche: Kurze Texte und Fotografien auf verglasten Informationstafeln schildern das Leben ausgewählter prominenter politischer Häftlinge in „Perm-36“. Die Ausstellung zeigt Kopien von Archivadokumenten und Artefakte, die eine bestimmte, vom Museum geformte Ordnung haben, jedoch kein emotional zugängliches Narrativ bilden. Ein mit dem Thema „Gulag“ wenig vertrauter Besucher findet nur schwer einen Zugang zur Ausstellung. Erst die Museumsführung belebt die historischen „authentischen“ Objekte durch ihre Geschichten dazu – wir können hier von einer narrativen Inszenierung sprechen. Da die Museumsführer in „Perm-36“ sich ihr Wissen eigenständig aneignen, ist es relativ zufällig, wie emotional diese Inszenierung gestaltet wird und auch welche Erinnerungsschichten kenntlich gemacht werden.

Durch die gewollten oder ungewollten Brechungen wird die Inszenierung des Lagers als solche markiert. Es hängt schließlich vor allem von der Imaginationskraft der Menschen und ihrer Vorgeschichte ab, wie emotional sie die Inszenierung des Lagers wahrnehmen.



Installation aus Ziegeln, Gitterstäben, Schuhen und Teilen der Bewachungsanlagen am Erinnerungsort Stvor.

In Stvor ist der stets „unvollendete“ Erinnerungsprozess Teil des Konzepts, das den Ort nicht als Anschauungsobjekt, sondern als Aktionsplattform sieht. Hier ist nicht die detailgetreue Inszenierung der Vergangenheit das Ziel, sondern eine Veränderung der Gegenwart durch das „Gedenken“. Im Vordergrund steht der Besucher, der selbst an der Inszenierung mitwirken kann und soll. Darin liegt der didaktische Anspruch des Projekts. Die Menschen, die Stvor besuchen, sollen die Möglichkeit haben, als Subjekte aktiv am Prozess der Rekonstruktion der Vergangenheit teilzuhaben, anstatt einfach passive Konsumenten von Informationen zu sein, betont Robert Latypov, der Initiator des Projekts.² Dadurch, dass die Besucher selbst zu Akteuren der Inszenierung werden, wird nicht nur die Inszenierung als solche markiert, sondern der Konstruktionsprozess der Inszenierung klar herausgestellt.

Erzielt werden soll eine andere Identifikation als jene illusorische Identifikation mit den Opfern des Lagers, von der Assmann spricht – die Besucher von Stvor sollen zu aktiven Akteuren der Geschichte werden, sich dadurch mit der eigenen Geschichte als einem gegenwärtigen Prozess identifizieren und ein Verantwortungsgefühl dafür entwickeln. Das Konzept des Projekts Stvor ermöglicht einen emotionalen Zugang zu einem traumatischen Teil der russischen Geschichte, ohne emotional zu manipulieren.

Als Co-Vorsitzender der Permer Organisation „Junges Memorial“ nimmt der Hauptakteur der Inszenierung, Robert Latypov, natürlich keine neutrale Position gegenüber der Geschichte ein, sondern steht in einer zivilgesellschaftlichen, dissidentischen Tradition. Daher ist es signifikant für die Transparenz und den aufklärerischen Anspruch des Projekts, dass auf den Informationstafeln deutlich gemacht wird, wer hinter dem Projekt steht und was es erreichen will. Denn

² Siehe Robert Latypov „Erinnerungsort Stvor“ in diesem Heft.

auch hier wird die Rezeption der Besucher von den Initiatoren des Projekts beeinflusst. Allein schon die Kennzeichnung des Ortes als ehemaliges Lager durch die Beschriftung der Ruinen vermittelt dem Wassertouristen, dass er hier auf einen erinnerungswerten Moment der Geschichte blickt. Der didaktische Imperativ der Schilder an der improvisierten Anlegestelle am Ufer – „Dein Blick auf die russische Geschichte!“ und „Wir erinnern uns. Und ihr?“ – ist unverkennbar. Die Bezeichnung „Museum ohne Guide“ lässt den Besucher den Ort als „Museum“ wahrnehmen, auch wenn er dies streng genommen nicht ist. Dinge, die auf dem verwilderten Gelände gefunden werden – Schuhe, Konserven, Draht – werden als Erinnerungsobjekte bezeichnet, indem sie in einer improvisierten Vitrine deponiert werden, obwohl sie keine museale Einordnung erfahren haben und vielleicht gar nicht wirklich dem Lager „Stvor“ entstammen.

Dieser Umstand ist aus wissenschaftlicher Perspektive problematisch. Ohne eine fundierte Einordnung und Sinnstiftung ist der Besucher dieses Erinnerungsortes mit seinem Vorwissen, seiner Phantasie und einigen wenigen Informationstafeln allein gelassen. Nur durch den Aufenthalt in Stvor wird ein Besucher ohne Interesse für die politischen Repressionen in Russland vermutlich auch kein historisches Bewusstsein entwickeln, geschweige denn ein differenziertes Geschichtsbild. Das schadet nicht der Intentionalität des Ortes, sondern zeigt nur, dass Stvor keine institutionalisierte Erinnerungskultur ersetzt, welche für eine breite Aufklärung sorgt. Denn Stvor funktioniert nicht als wissenschaftliche, museale Einrichtung, sondern als erinnerungs- und gesellschaftspolitisches Projekt. Und es bereichert damit die russische Erinnerungslandschaft um einen Gedenkort, der eine aktive Auseinandersetzung ermöglicht und zum Handeln anstiftet.

„Wir wollen sehen, wie es war“. Der Wunsch nach einer emotionalen Identifikation mit der Geschichte kommt von den Besuchern selbst, die die Illusion der Authentizität des Ortes mit der eigenen Imaginationskraft ausfüllen, die durch ihr „Gepäck“³ bedingt ist. Grundsätzlich stehe ich einem zu emotionalen, identifikatorischen Zugang zum kollektiven Gedächtnis skeptisch gegenüber. Da sich diese Skepsis auch in Diskussionen der deutschen Teilnehmenden der Sommerschule widerspiegelte, vermute ich, ohne in Klischees verfallen zu wollen, dahinter eine sehr „deutsche“ Ansicht, die mit der Sakralisierung der kollektiven Erinnerung an das Dritte Reich und den Holocaust und der damit verbundenen traumatischen Orte zusammenhängt. Vor dem Hintergrund der russischen Erinnerungslandschaft und Geschichtspolitik frage ich mich allerdings, ob der affektive Zugang über die Möglichkeit der Identifikation nicht notwendig ist, um über sinnliche, persönliche Erfahrungen Interesse für die Geschichte politischer Repressionen in Russland zu wecken. Die politischen Repressionen des totalitaristischen Systems sind bisher eine traumatische Erinnerung, die das kollektive Gedächtnis größtenteils verdrängt, auch wenn in vielen Familien über Erfahrungen politischer Repression gesprochen werden könnte.

Die authentische Inszenierung der Geschichte ist konstitutiv für die Rekonstruktion eines lebendigen kulturellen Gedächtnisses. Um einer emotionalen Manipulation vorzubeugen, muss die Illusion der unmittelbaren Anschauung nicht zerstört, aber kenntlich gemacht werden. Es muss deutlich sein, welche Positionen und welche erinnerungspolitischen Ziele hinter der Inszenierung des Gedächtnisortes stehen und welche Geschichte der Ort selbst hat, damit der Besucher des Ortes sich damit auseinandersetzen und seinen eigenen Erinnerungsprozess reflektieren kann. Viele Leute, mit denen wir auf unserer Reise durch die Erinnerungslandschaft des Permer Gebiets sprachen, sagten, es sei wichtig, sich zu erinnern. Oft konnten sie nicht benennen, an was sie sich erinnern wollen und warum dies wichtig sei. Die Analyse der Funktionalität

³ Als „Gepäck“ bezeichnet Ruth Klüger die individuellen Erfahrungen und den Erwartungshorizont der Besucher von Gedächtnisorten. Zitiert nach Assmann, S. 223.

Interpretation & Darstellung

*Panorama der Siedlung
Central'nyj. Links
Wohnhäuser, rechts das
Klubhaus, im Hinter-
grund die Toreinfahrt
in die bestehende
Strafkolonie IK-35.*



von inszenierter Authentizität verdeutlicht vor allem, dass es wichtig ist, zu fragen, womit wir uns identifizieren wollen. Was sehen wir in diesem DAS, was damals war? Oder anders gefragt, woran wollen wir uns erinnern und warum wollen wir uns erinnern?

Die Identifikation mit einem negativen Teil der russischen Geschichte über die emotionale Begegnung mit „authentischen“ Gedächtnisorten stellt die affirmative, nationale Geschichtspolitik in Frage und kann zu einer weitergehenden Auseinandersetzung führen, in der dann die entscheidende Frage nach den Ursachen gestellt wird: „Wie konnte es dazu kommen? Und wie verhindern wir, dass sich ähnliches in Zukunft wiederholt?“

„Das Gedächtnis ist die Gegenwart der Vergangenheit“, wusste schon Augustinus. In dem geschlossenen Dörfchen Central'nyj besuchten wir ein Museum, das nicht die Erinnerung an politische Repressionen inszeniert, sondern das kollektive Gedächtnis der Dorfbewohner repräsentiert, die fast alle in der immer noch bestehenden Arbeitsbesserungskolonie „IK-35“ arbeiten oder gearbeitet haben. Hier, wo Häftlinge in Sträflingskleidung schweigend über den Platz laufen, wo das sowjetisch anmutende Klubhaus an die Mauern des Lagers grenzt, wo die „zona“ einfach ein Arbeitsplatz ist und wo Bilder von Kriegshelden neben alten Fotos von Feierlichkeiten der Lagermitarbeiter hängen, ist die Illusion des Authentischen fast vollkommen: als wären wir wirklich noch in der Sowjetunion. Auch wenn ich weiß, dass sich hinter den Lagermauern nicht Solženicyns Gulag verbirgt, scheinen hier Vergangenheit und Gegenwart sehr nah beieinander zu liegen. Und das ganz ohne Inszenierung.

Zwischenruf

Neue Generationen – neue Formen des Gedenkens.

Ulrike Huhn

Die Tage in Stvor waren für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unbestrittener Höhepunkt der Forschungsreise, dies allerdings nicht nur wegen des abenteuerlichen Anfahrtsweges und der wunderbaren Natur. In ihren reflektierenden Essays über die Rezeption und Wirkung der besuchten Orte gaben deutsche wie russische Teilnehmer/-innen dem Erinnerungsort Stvor Vorzug vor der Gedenkstätte „Perm-36“.

Der Permer Student Alexander Aslanjan sprach über „Perm-36“ als „*Mumifizierung der Erinnerung*“, auf die Permer Studentin Marija Chudinova wiederum erweckte die Gedenkstätte den Eindruck einer „*Attrappe*“. Dagegen sei der „*bescheidene Erinnerungsort Stvor*“, an dem eine fast „*mystische Stille*“ herrsche, viel „*ergreifender und berührender*“. Auch die deutsche Teilnehmerin Nadja Douglas zeichnete eine ganz ähnliche Trennlinie zwischen dem Museum Perm-36, dem

es gelänge, Fakten zu vermitteln, und dem Erinnerungsort Stvor, der „dem Besucher Raum für eigene Interpretation und Besinnung“ lasse.

Es scheint, dass sich hier eine neue Memorial-Generation gegen den mittlerweile etablierten und weithin anerkannten Ort „Perm-36“ absetzt. Seit fast 15 Jahren fahren junge Leute zu Workcamps in das Dorf Kučino, beteiligen sich an den Rekonstruktionsarbeiten des Museums, führen Gespräche mit Zeitzeugen und über zivilgesellschaftliche Themen, genießen das sommerliche Leben in dem selbst errichteten „Freiwilligenstädtchen“ mit Selbstversorgung, Banja und Lagerfeuer in der wilden Landschaft am Fluss Čusovaja. Mit den Jahren waren es nicht nur Teilnehmer/-innen aus Perm, sondern auch aus Moskau, St. Petersburg und vor allem aus anderen russischen Regionen und dem Ausland. Wer einmal dabei war, kam oft in den Folgejahren wieder und traf alte Freunde. Mittlerweile, so schätzt Robert Latypov, hätten in den vergangenen Jahren rund 1000 Leute allein an den von ihm geleiteten Durchgängen in Kučino teilgenommen. Die Wochen in Kučino haben über Jahre Menschen zusammengebracht und ihre Identität als Kučino-Begeisterte geprägt. Doch längst macht sich eine gewisse Routine bemerkbar: das früher Aufregende, die aktive Mitarbeit in einem wenige Jahre zuvor geschlossenen Straflager, ist Alltag geworden. Auch die Aufgaben haben sich verändert: Hatten die Freiwilligen in den ersten Jahren aktiv mitgebaut, Zäune wieder errichtet, Stacheldraht gespannt und Wege betoniert, so stehen mittlerweile Flur- und Reinigungsarbeiten im Vordergrund: Grünflächen im früheren Lagergelände mähen, Unkraut und Müll entfernen.



Teilnehmer/-innen der Sommerschule bei einer Stärkung im „Freiwilligenstädtchen“.

Bei meinem ersten Besuch in Kučino im Sommer 1999 schliefen und kochten die Campmitglieder noch im Gebäude des Lagerkontrollpunkts des Geländes „mit besonderem Haftregime“, weil die Unterkunft im „Freiwilligenstädtchen“ zwischenzeitlich unbewohnbar war und neu errichtet werden musste. Für die Teilnehmer aber standen diese Bedingungen auch für Unmittelbarkeit und Gestaltbarkeit. Mittlerweile wird das frühere Lager von einem museumseigenen Wachschatz gesichert und ist nur noch zu geregelten Zeiten für Besucher zugänglich. Das Museum ist im Zuge seiner Etablierung und Professionalisierung mittlerweile eine feste Institution mit Regeln geworden, die sich vom Enthusiasmus der Freiwilligen abgrenzt und im Gegenzug von diesen als verfestigt und nicht mehr formbar wahrgenommen wird. „Im Grundsatz ist daran nichts auszusetzen“, räumt Robert Latypov ein. „Es gab Zeiten, in denen konnte man nur von einer derartigen Entwicklung träumen. Vor allem davon, dass die Gedenkstätte nicht durch ehrenamtliche Arbeit und die Finanzierung durch ausländische Stiftungen getragen, sondern auf regionaler Ebene vom Staat unterstützt wird.“¹ Angesichts der abnehmenden Attraktivität der Workcamps in „Perm-36“ müssten allerdings Alternativen in der Jugend- und Bildungsarbeit gefunden werden, so der Anspruch von Memorial Perm.

Die früher in Kučino erlebte unmittelbare Begegnung mit dem Vergangenen setzt sich nun in den vom Jungen Memorial organisierten historischen Expeditionen „Auf den Flüssen der Erinnerung“ fort. Seit 2000 brechen in den kurzen Sommermonaten junge Leute mit Schlauchbooten auf, um entlang des weit verzweigten Flussnetzes der Permer Region frühere Lagerorte in

¹ Vgl. Latypov, R., Stvor, ungekürzte Version des Manuskripts im Besitz der Forschungsstelle Osteuropa, S. 4

Interpretation & Darstellung

abgelegenen Gebieten aufzusuchen und zu kennzeichnen. Sie führen Zeitzeugeninterviews mit Anwohnern, stellen Artefakte sicher und markieren die Orte mittels improvisierter Gedenktafeln oder einfacher Holzkreuze. Auch der frühere Lagerort Stvor wurde während einer solchen Exkursion entdeckt.



Aufschrift „Wir gedenken. Und ihr?“ an der Ruine eines Lagergebäudes am Erinnerungsort Stvor.

Abenteuerlust, Entdeckerfreude, Gemeinschaftserleben bei der Fahrt durch unberührte Natur und menschenleere Landschaften treten zusammen und machen die Touren zu einer sehr attraktiven Form historischer Bildungs- und Jugendarbeit.² Diese Expeditionen und das neue Projekt in Stvor sind da auch als Ausdruck des Aufbruchs einer neuen, jüngeren Generation zu lesen, die sich von den Projekten der älteren Memorial-Aktivist*innen emanzipiert und neue Wege sucht. „Für uns ist die aktive Teilhabe von größerem Wert als die Arbeit mit wissenschaftlichen Forschungsergebnissen oder die herkömmliche Bildungsarbeit, in der die Menschen für gewöhnlich als passive ‚Konsumenten‘ von Informationen, als ‚Objekte‘ unserer Bildungsanstrengungen erscheinen und nicht als ‚Subjekte bzw. Akteure‘, die aktiv am Prozess teilhaben“, begründet Robert Latypov seine Motivation für die Idee eines „Museums ohne Guide“ in Stvor.³

Dennoch basiert die Rezeption von Orten wie „Stvor“ ganz wesentlich auf der Grundlage eines zuvor vermittelten Wissens über die politischen Repressionen und das stalinistische Strafvollzugssystem, wie es in Ausstellungen in „Perm-36“ oder andernorts bereitgestellt wird. Ohne Vorkenntnisse ist der Erinnerungsort Stvor nicht zu „lesen“.

Es wäre ein interessantes Experiment gewesen, die Reiseroute unserer Sommerschule in umgekehrter Richtung verlaufen zu lassen: zu beginnen mit dem „leeren“ Erinnerungsort Stvor, an dem so wenig zu „sehen“ und viel zu imaginieren ist, und zu enden mit der etablierten Gedenkstätte „Perm-36“. Welchen Eindruck hätten die Teilnehmer/-innen hier gewonnen? Hätten Sie die einzelnen Orte in dieser Reihenfolge ganz anders rezipiert? Auch steht zu vermuten, dass sich in den nächsten Jahren in Stvor wieder neue Teilnehmer – ähnlich wie jetzt in „Perm-36“ – an dem normativen Anspruch stoßen werden, der sich in der Aufschrift an der Ruine eines Lagergebäudes manifestiert: „Wir gedenken. Und Ihr?“

² Vgl. die Vorstellung des Projekts auf der website von Memorial Perm: http://www.pmem.ru/index.php?mode=volunteer&exmod=volunteer/expeditions/vol_pexp, Abruf 20.1.2010.

³ Vgl. Robert Latypovs Beitrag zum Erinnerungsort Stvor in diesem Heft.

Lokales
Umfeld

„Im toten Winkel?“

Ivan Kukuškin, ehemaliger Aufseher und heutiger Museumsmitarbeiter in „Perm-36“

Julia Permjakova

Tausende Menschen besuchen jedes Jahr die Gedenkstätte für die politischen Repressionen „Perm-36“, um mit eigenen Augen diesen Höllenkessel des sowjetischen Regimes zu sehen. Jeder, der sich einer Museumsführung anschließt und die Ausstellung des Museums ansieht, denkt sich in die Rolle der Gefangenen hinein und stellt sich lebhaft vor, welche Qualen jene durchlebten, die sich in diesem Straflager befanden. Wofür wurden die „gefährlichen Staatsverbrecher“ in Wirklichkeit inhaftiert? Dafür, dass sie hinter den schönen Losungen und Dekorationen des Regimes dessen verbrecherischen Charakter erkannten und sich nicht fürchteten, dies auch auszusprechen? Nach dem Museumsbesuch entsteht im Bewusstsein der Besucher ein klares Bild: die politischen Häftlinge auf der einen Seite des Lagerzauns waren die Helden und wahrhaften Bürger des Landes; ihre Bewacher auf der anderen Seite des Lagerzauns waren die Täter.



Ist es wirklich so einfach? Hier Opfer, da Täter? Und wenn ja, wer waren sie, die Mitarbeiter des Strafvollzugssystems der 1970/80er Jahre? Wie nehmen sie die Geschichte, die wir als Geschichte der politischen Repressionen bezeichnen, wahr? Wie sieht ihre Erinnerung daran aus? Wo verorten sie sich?

Im Verlauf des Forschungsprojekts „Der Gulag im russischen Gedächtnis“ gelang es uns, ein Interview mit einem der ehemaligen Aufseher des Lagers VS-389/36 zu führen.¹ Ivan Georgievič Kukuškin arbeitete als Aufseher für die damals inhaftierten Gefangenen im o.g. Lager und ist heute Mitarbeiter des Wachschatzes der Gedenkstätte „Perm-36“. Unser Gespräch mit ihm hat unseren Vorstellungsrahmen über die Geschichte der Politlager erweitert und zugleich stürmische Diskussionen in unserer Arbeitsgruppe über Schuld und Unschuld hervorgerufen. Es fällt mir nach wie vor schwer, darüber zu urteilen, inwieweit ihm Schuld zukommt oder nicht

und wie eine sinnvolle Vergangenheitsaufarbeitung der in der poststalinistischen Periode verübten Repressionen aussehen könnte.

Nun jedoch zu seiner Person: Ivan Georgievič Kukuškin wurde im Gebiet Gor'ki (heute Nižnij Novgorod) geboren und leistete seinen Armeedienst in Perm ab, wo er Schulungskurse für Aufseher durchlief. Wie er meint, konnte sich zu Beginn der Ausbildung niemand der jungen

Aufnahme des Interviews mit I.G.Kukuškin, Ausschnitte wurden im Film „Die Gegenwart der Vergangenheit. Der Gulag im russischen Gedächtnis“ dokumentiert.

¹ Alle im Text angeführten Zitate stammen aus dem Interview mit I.G.Kukuškin vom 31.07.2009. Das Gespräch führten Ulrike Huhn, Julia Permjakova und Ramil Fatchutdinov. Das Transkript wurde dem Historischen Archiv der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen übergeben.

Männer vorstellen, dass sie als Aufseher für Besserungsarbeitskolonien ausgebildet werden. Als sie davon erfuhren, blieben von den 50 ausgewählten jungen Männern nur drei übrig. Einer von ihnen war Ivan Kukuškin. Er wurde 1976 im Alter von 20 Jahren als Aufseher in der Einrichtung VS-389/36 eingesetzt und war hier bis zu deren Schliessung tätig. Als nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion mit der Gründung der Gedenkstätte die Wiederaufbauarbeiten begonnen hatten, nahm er daran aktiv Anteil und erzählt: *„Ich habe als Tischler, Zimmermann und Sägewerksarbeiter gearbeitet, ich habe alles gemacht. Die Leitung des Wachdienstes wurde mir vor sieben Jahren angeboten, weil man schließlich einen Wachdienst brauchte, um das Territorium der Gedenkstätte zu schützen.“*

Man möchte meinen, dass hier ein tiefgehender Widerspruch liegt. Wie kann ein Mensch, den wir zur Gruppe der Täter zählen, an der Gründung einer Gedenkstätte teilhaben, die den Opfern gewidmet ist? Und wie ist sein persönliches Verhältnis zu den Opfern, damals und heute?

Vor allem von den ausländischen Gästen der Gedenkstätte werde er immer gefragt, wie sein Verhältnis zu den Insassen war: *„Damals galt, dass die Gefangenen nach der Strafgesetzzordnung hier einsaßen, und so war auch mein Verhältnis zu ihnen.“* Kukuškin unterstreicht, dass es zu seinem Dienst gehörte, sich als Aufseher allen Häftlingskategorien gegenüber gleich zu verhalten. Sowohl gegenüber den „Dissidenten“, als auch den anderen Häftlingskategorien wie beispielsweise jenen, die als Kollaborateure noch unter Stalin verurteilt worden waren und ihre 25-jährige Haft auch noch in den 1970er Jahren verbüßten. *„Es hätte sein können, dass meine beiden Großväter nicht von der Front heimgekehrt wären und stattdessen im Gaswagen umgekommen wären. Und trotzdem habe ich mich den Gefangenen gegenüber absolut gleich verhalten, sowohl den Kollaborateuren als auch den politischen Gefangenen gegenüber.“* Besonders empfindlich in dieser Frage seien jedoch die deutschen Museumsbesucher. So haben junge Freiwillige im Rahmen eines deutsch-russischen Sommerlagers vor mehr als zehn Jahren den früheren Insassen und politischen Dissidenten Sergej Adamovič Kovalev intensiv befragt, wie er dazu stehe, dass Ivan Kukuškin nun hier in der Gedenkstätte arbeiten könne. Ivan Kukuškin erinnert sich an diesen Sommer und die Stimmen der deutschen Freiwilligen: *„Er [Kukuškin] hat hier als Aufseher gearbeitet, wie kann er jetzt hier arbeiten, warum ist er hier? Er hat kein Recht hier zu arbeiten!“, haben sie gesagt. Kovalev hat ihnen natürlich geantwortet, dass ich damals für Geld hier gearbeitet habe und jetzt für Geld hier arbeite. Wenn jetzt Ausländer hierher kommen, sage ich ihnen immer: ‚Und bei Euch gibt es etwa keine Strafvollzugseinrichtungen? Natürlich habt ihr auch Gefängnisse! Und braucht man dafür Personal? Ja, das braucht man.‘ Und ganz genauso ist es auch hier. Eigentlich habe ich nicht gewusst, dass hier irgendwelche Politischen einsaßen, man hat uns das nicht mitgeteilt, es war nicht erlaubt, darüber zu reden. Das, was wir wussten, war, dass hier ein Sonderkontingent war, das ja. Die Mehrheit waren Kollaborateure, Vaterlandsverräter, Terroristen.“*

In den Worten Ivan Kukuškins kommen die Selbstwahrnehmung und die Bedeutung, die er der damaligen Arbeit als Aufseher verleiht, deutlich zur Geltung. Das Hauptmotiv sowohl für die Arbeit damals in der Strafkolonie als auch heute im Museum war und ist das Gehalt. Die Einstellung gegenüber den Strafgefangenen bestimmte die damalige Strafgesetzgebung. Er war ein „Rädchen im Getriebe“ des Strafvollzugssystems. Im Gespräch mit ihm habe ich den Eindruck gewonnen, dass er sich an der Geschichte der Repressionen nicht wirklich beteiligt fühlt. So entsteht ein ziemlich seltsames Bild: wir halten diesen Mann für einen Täter, für einen Unterdrücker der Freiheit, er selbst aber sieht sich in keinem Verhältnis zu dieser Geschichte. Es scheint ihm gleichgültig, wer sich in der Martergrube dieses Lagers befand. Seine Aufgabe war es, lediglich die amtlichen Instruktionen auszufüllen, und dies unverzüglich und wenn möglich ohne großen Aufwand für ihn und seine Kollegen. *„Hier haben sie Handschellen gesehen, natür-*

lich war es manchmal notwendig Handschellen anzulegen. Das haben die Insassen hier erlebt. Wir haben uns aber bemüht, sie so selten wie möglich zu verwenden, weil man für jede Anwendung ein entsprechendes Dokument aufsetzen musste.“

Kukuškin stand im Zentrum des Geschehens, gleichzeitig sieht er sich jedoch nicht als Akteur der Geschichte. Im Laufe unseres Gesprächs wurde immer deutlicher, dass er den Lageralltag aus seiner Sicht ganz anders beschreibt als in den Museumsführungen dargestellt wird: *„Viele von den politischen Gefangenen sagen, dass sie hier nicht gepflegt wurden. Ich kann sehr viele Gegenbeispiele bringen und meine, dass die Gefangenen zu einem gewissen Grad letztlich selbst schuld waren. Nehmen wir mal an, einer ist in die Isolierzelle gekommen. Aber um überhaupt dorthin zu gelangen, musste man sich mehrfach etwas zuschulde kommen lassen. Sie aber sagen, dass sie ständig in der Isolierzelle gegessen haben. Um aber für ein Jahr oder ein halbes Jahr in den BUR (Baracke mit verschärften Haftbedingungen, Karzer) zu kommen, musste man wenigstens zehn Mal in der Isolierzelle gegessen haben, und zweitens brauchte man dazu eine Aufsichtskommission und der Vorsitzende der Kommission musste unterschreiben. (...)Und dann sagen sie, dass sie gekämpft haben. Aber mit wem haben sie gekämpft? Mit einem unsichtbaren Feind? Ausbaden aber mussten es eigentlich wir hier. Uns wird zu wenig zu essen gebracht, wir werden nicht gepflegt, beschwerten sie sich. Dann kam ein Gesetz heraus. Und wir gaben ihnen zwei Mal mehr zu essen. Tut es uns etwa um die dünne Suppe leid? Dann wurden Waagen gebracht. Da sitzt also jemand in der Isolierzelle. Es wurden Waagen gebracht, eine Schüssel und – 600 Gramm aufgelegt, fertig. Einige begannen, Beschwerden zu schreiben. Der eine schreibt, dass nicht überprüft wird, dann beginnen sie, sich irgendetwas auszudenken und einen ganzen Haufen von Beschwerden zu schreiben, klar, das geht dann hin und her, man beginnt das zu prüfen. Wie oft das vorkam? – sehr oft. Beschwerden wurden über alles Mögliche und Unmögliches geschrieben. (...)“*

Woher kommt dieser Unterschied in der Wahrnehmung der Geschichte? Wertet Kukuškin die Leiden und die ganze schwere Lage der politischen Gefangenen ab? Setzt er die politischen Häftlinge Verbrechern gleich? Erscheint ihm darum ihre Situation schon nicht mehr so tragisch? Versucht er vielleicht Schuld von sich abzuweisen? Oder aber überdramatisieren die Museumsmitarbeiter die Lage der damaligen Gefangenen, um die ganze Ungerechtigkeit des Regimes zu betonen und die politischen Gefangenen zu Helden zu machen? An welche Geschichte sollen wir uns erinnern? Welche Version entspricht der Wahrheit? Die Version der Museumsführer, die uns die Geschichte aus der Opferperspektive erzählen oder aber die der Mitarbeiter des Strafvollzugsystems, die, wie die politischen Gefangenen, ebenfalls Zeitzeugen waren? Liegt die Wahrheit gar irgendwo in der Mitte? Nach unserer Forschungsreise fällt es mir nicht leicht, Antworten auf all diese Fragen zu finden.

Ambivalente Erinnerung

Die Herausforderung meiner Generation

Robert Latypov

Nach unserer deutsch-russischen Sommerschule „Der Gulag im russischen Gedächtnis“ habe ich mir immer wieder die Frage gestellt, wie ich mit denen umgehen soll, die vor gar nicht allzu langer Zeit – vor zwanzig oder dreißig Jahren – im sowjetischen Strafvollzugssystem gearbeitet haben. Wie soll ich in Zeitzeugen- und Expertengesprächen auf ihre geschichtlichen Darstellungen und Überzeugungen reagieren? Soll ich ihre Mythen richtigstellen, sie mit der ungeschönten Wahrheit konfrontieren? Gehört es nicht zu meiner Pflicht, ihre Versionen der Geschichte zu korrigieren? Oder soll ich lieber nur aufmerksam zuhören, um mehr über das Vergangene zu erfahren und das alte System und seine Mechanismen zu verstehen? Könnte ich sie denn mit meinen Anmerkungen überhaupt überzeugen oder auch nur zum Nachdenken bewegen?



Wenn ich mir anhöre, was all die Kukuškins und Kurguzovs sagen, dann merke ich, dass ich sie weder lieben noch hassen kann. Ich bin in meinen moralischen Prinzipien gefestigt, weiß mittlerweile, womit ich mich versöhnen kann und womit in gar keinem Fall. Offensichtlich fallen diese ehemaligen Aufseher in eine dritte Kategorie „dazwischen“. Einerseits sind sie einem System und einem Wertekanon verhaftet, der meinen Werten entgegensteht. Andererseits sind ihre Zeitzeugenaussagen wertvolle Quellen, die zu unserem Verständnis der sowjetischen Vergangenheit, aber auch der russischen Gegenwart beitragen.

Vor allem die bei uns kaum verbreitete theoretische Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex „Erinnerung und Gedächtnis“ im Rahmen unserer Sommerschule hat mir dabei geholfen, die Mechanismen der Transformation der Erinnerung genauer zu verstehen, die vor allem in der älteren Generation im heutigen Russland zu beobachten sind. Dazu gehört die Fähigkeit des menschlichen Gedächtnisses, negativen Erfahrungen zu verdrängen und zu überschreiben, um das, was man sich als Identität zurechtgelegt hat, nicht gefährden zu müssen. Unbewusst werden Erinnerungsverbote installiert, die jedoch innerhalb dieser Generation so weit verbreitet sind, dass sie zu einer kollektiven Erinnerung an eine vermeintlich gemeinsame Erfahrung und sogar zu einer „nationalen“ Erinnerung werden. In den meisten Fällen werden verschiedene historische Ereignisse weiterhin ganz im Sinne des „historischen Materialismus“ und den „Verordnungen der Partei“ interpretiert.

Meine Generation ist mit diesen Interpretationen und klaren Geschichtsverfälschungen noch aufgewachsen. Im Jahr 1988 war ich 14 Jahre alt und ging in die 8. Klasse einer Provinzstadt im Norden der Permer Region. Im Geschichtsunterricht stellte ich dem Lehrer die überraschende Frage danach, warum in unserer Stadt eigentlich so viele verschiedene Nationalitäten leben. Nicht nur Russen, sondern auch Tataren, Baschkiren, Ukrainer, Weißrussen und sogar Deut-

Robert Latypov, Vorsitzender des Jungen Memorial Perm, im Zeitzeugengespräch mit Vladimir K. Kurguzov, ehemals Aufseher des Lagers VS-389/35.

sche. Seine Antwort war einfach und lakonisch. Dies seien die Nachkommen derer, die Anfang der 1930er Jahre unsere Stadt aufgebaut haben und nach einem Parteiaufruf gekommen waren, um die Stoßarbeiter-Baustelle des Jugendverbandes Komsomol zu unterstützen.

Die Autorität des Lehrers war dermaßen groß und mein Glaube daran, dass ich in einem gerechten Staat lebe, so unerschütterlich, dass ich keinerlei Zweifel an seinen Worten hegte. Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, als ich bereits an der historischen Fakultät der Staatlichen Universität Perm studierte, erfuhr ich, dass diejenigen Arbeiter, die meine Heimatstadt aufgebaut hatten, von der sowjetischen Staatsmacht repressierte Menschen waren – Sondersiedler und erste Häftlinge des sich damals gerade erst entwickelnden sowjetischen Straflagersystems, des Gulag. Heute bin ich der Überzeugung, dass mein Lehrer damals sehr wohl über die wahre Entstehungsgeschichte meiner Heimatstadt informiert war. Dennoch antwortete er mir und meinen Klassenkameraden mit den damals üblichen Standardantworten auf derartige Fragen. Uns Kindern und Jugendlichen legte er nicht nur eine falsche und retuschierte Geschichte dar, sondern formte auf diese Weise auch unser kollektives Gedächtnis, das auf die Herstellung einer „sowjetischen Identität“ zielte.



Julia Permjakova und Ramil Fatchutdinov im Gespräch mit einer Anwohnerin der Gedenkstätte „Perm-36“ im Dorf Kučino

Die „Aufarbeitung“ jener Mythen und „Überwindung“ dieser „sowjetischen Identität“ ist für mich auch heute noch eine schmerzliche und bittere Angelegenheit.

Wenn ich mich heute als Co-Vorsitzender des Jungen Memorial Perm beruflich mit der Idealisierung der sowjetischen Vergangenheit auseinandersetze, dann empfinde ich bei meiner Arbeit innere Widersprüche. So erpappe ich mich einerseits dabei, wie ich durchaus ein gewisses Verständnis für jene aufbringe, die sich an nichts Negatives erinnern wollen, sich dem Schmerz über eine verlorene Zeit und eingeschränkte Möglichkeiten kategorisch verweigern. Verständnis auch für jene, die zwar die damals unschuldig Repressierten für nicht schuldig halten und ihr Leiden anerkennen, sich selbst aber keinesfalls als Teil dieser tragischen Geschichte wahrnehmen. Auf der anderen Seite finde ich es höchst problematisch, dass diese Menschen diese „bequeme“ Variante der sowjetischen

Geschichte nicht nur individuell und für sich selbst erinnern, sondern diese geschönte Variante mit all ihren Mythen an diejenigen weitergeben, die keine eigenen Erfahrungen mit der Sowjetunion gemacht haben, also vor allem an die heutigen Kinder und Jugendlichen.

Unsere Generation steht vor der Herausforderung, wie wir mit der sowjetischen Vergangenheit leben sollen. Wie kann man mit anderen Sichtweisen umgehen, ohne dabei beleidigend zu sein und ausfallend zu werden? Wie kann man die Erinnerung an die tragischen Seiten der sowjetischen Geschichte stärken und fördern, ohne gleichzeitig menschliche Größen nicht vollständig in Frage zu stellen und die gesamte Vergangenheit zu dekonstruieren? Auch wenn wir Jüngeren den Kampf um diese Interpretationen oft genug vergeblich führen, birgt allein das In-Frage-Stellen für die jüngere Generation die Chance, ihr eigenes kritisches Denken zu stärken. Scheinbar vergebliche Gespräche mit der älteren, „unbelehrbaren“ Generation können dazu befähigen, Informationen kritisch einzuordnen und zu anderen Interpretationen und Schlüssen zu kommen, die vom Muster der sowjetischen Epoche abweichen.

Neototalitäre Tendenzen vs. regionale Handlungsspielräume?

Ein Gespräch über staatliche Geschichtspolitik und Erinnerungskultur im heutigen Russland

Karsten Kläge

In Russland nimmt die staatliche Geschichtspolitik wie allerorten die Rolle des Hauptdarstellers ein, wenn es um das Erinnern oder Vergessen von Vergangenheit geht. Sie ist diejenige, die vorgibt, an wen und an was erinnert werden soll. Derzeit dominieren in der russischen offiziellen Geschichtspolitik die „national-patriotischen“ Deutungen der sowjetischen Vergangenheit über „demokratische“ Auslegungen. Anzeichen dafür sind nicht nur die in den letzten Jahren zunehmend patriotisch konnotierte Instrumentalisierung der Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“¹, sondern auch die Tatsache, dass alternative, nichtstaatliche Akteure tendenziell eher in ihrer Arbeit behindert als unterstützt werden.²

In meinem kurzen Essay soll es nun allerdings nicht vorrangig um die Zivilgesellschaft und die Menschenrechtsorganisation Memorial, sondern vielmehr um die Sichtweise des Staates auf den Prozess der Vergangenheitsaufarbeitung gehen. Wie verhalten sich die (lokalen) Machthaber zu diesem Problem? Welche Behörden sind für die Umsetzung zuständig und wie sieht ihre Arbeit aus? Welche Rhetorik und Argumentation bedienen sie sich? Mein Beitrag stützt sich auf das von den Teilnehmer/-innen der Sommerschule am 29. Juli 2009 geführte Gespräch mit Aleksej A. Gribanov. Er ist Abgeordneter der Permer Stadt-Duma und Vorsitzender der Permer Städtischen Kommission zur Entschädigung der Opfer politischer Repressionen.



*Aleksej A. Gribanov,
Vorsitzender der
Permer Städtischen
Kommission zur Ent-
schädigung der Opfer
politischer Repressionen*

Rehabilitierung von ehemaligen Repressierten

In unserem Gespräch gab uns Aleksej A. Gribanov Auskunft über die Arbeit seiner Kommission. Diese erfülle hauptsächlich zwei Funktionen: erstens die korrekte Anwendung des zu Beginn der 1990er Jahre erlassenen Gesetzes zur Rehabilitierung von Opfern politischer Repressionen und zweitens die Unterstützung gesellschaftlicher Akteure bei der Durchführung ihrer Projekte. Herr Gribanov erklärte uns, dass der eigentliche Rehabilitierungsprozess abgeschlossen sei und im Permer Gebiet über 4300 Menschen rehabilitiert worden seien. Mit dieser hohen Anzahl abgeschlossener Verfahren nehme man im russlandweiten Vergleich einen der vorderen Plätze ein. Gleichzeitig jedoch zeigte sich Gribanov ernüchtert über die Reichweite der Rehabi-

¹ Als Beispiele können die Wiederbelebung des Georgsbandes, Inszenierungen der Paraden zum „Tag des Sieges“ am 09. Mai, die staatliche Kommission gegen die „Geschichtsfälschung“ und andere angeführt werden.

² Siehe die NGO-Gesetzgebung aus dem Jahr 2006. Memorial stellt als große und bekannte NGO wahrscheinlich eher eine Ausnahme dar.

litierung. Für die Betroffenen sei es sehr schwer zu belegen, dass sie tatsächlich zu den Opfern stalinistischer Repressionen zu zählen seien. Die Anerkennung sei problematisch und mit großem bürokratischem Aufwand verbunden. Nicht immer sei es daher den ehemaligen Repressierten gelungen, alle erforderlichen Dokumente zu beschaffen. Und selbst wenn von staatlicher Seite der juristische Status eines „Opfers der Repression“ (*ŽPR - žertva političeskich repressii*) zuerkannt worden sei, reiche die monatlich ausgezahlte Rente kaum zum Leben. Auch die Verluste für die in den 1930er Jahren erlittenen Enteignungen seien nur völlig unzureichend entschädigt worden. All diese finanziellen Unzulänglichkeiten und auch die fehlenden Mittel für Sozialwohnungen führte der an dieser Stelle resigniert wirkende Gribanov auf die Geldknappheit des öffentlichen Haushalts sowie auf die Tatsache zurück, dass die Vorschläge seiner Kommission für die Administration nicht rechtsverbindlich seien und diese somit nicht gezwungen, die von der Kommission ausgesprochenen Empfehlungen umzusetzen.

Staat und Gedenken: Die Rolle von Denkmälern und Gedenkortern

In der Stadt Perm, in der auf Initiative ehemaliger Repressierter und in Zusammenarbeit mit Memorial und den städtischen Behörden ein Mahnmal für die sogenannten Opfer der politischen Repressionen errichtet wurde, wird deutlich, in welchem Verhältnis „positives“ und „negatives“ Gedächtnis in Russland zueinander stehen. Neben Gedenktafeln für berühmte Kunstschaffende und bekannte politische Persönlichkeiten, darunter auch Bolševiki, dominiert im Permer Stadtbild eine martialische Erinnerung an den Krieg. Auf Sockeln erhöhte Panzer und das obligatorische „Ewige Feuer“ spiegeln die verklärende Kriegserinnerung wider, die in der späteren Sowjetunion ihre Blütezeit erlebte und heute wiederbelebt wird. Durch die Reaktivierung des Siegermythos wurde den bereits in der Sowjetunion erbauten Denkmälern neue Bedeutung verliehen, sie wirken heute allgegenwärtig.

Mahnmal für die Opfer politischer Repressionen in der Stadt Perm.



Für die Opfer des totalitären Regimes wurde Mitte der 1990er Jahre der Glockenturm auf dem Jegoščichinskoe-Friedhof errichtet. Wie auch in anderen Städten steht das Mahnmal nicht hervorstechend auf einem zentralen Platz, sondern an einem abgelegenen Ort, dort, wo die Überreste der Opfer begraben sind. Uns Teilnehmern der Sommerschule war dies zum Zeitpunkt des Gesprächs nicht bewusst und deshalb stellten wir dem Abgeordneten die Frage nach den Gründen für den abgelegenen Standort des Mahnmals. Gribanov aber argumentierte nicht etwa mit den geschichtlichen Hintergründen, sondern entgegnete unserer Frage mit der fälschlichen Annahme, dass es „ja wohl auch in Deutschland keine Holocaustdenkmäler oder Gedenktafeln mitten in der Stadt“ gäbe. Schließlich gehe es darum, „die heutige junge Generation in einem patriotisch-aufklärerischen Sinne zu erziehen.“ An dieser Aussage wurde deutlich, dass Gribanov die Auffassung des Staates für die Funktion von Denkmälern wiedergibt. Die von den Opfern der Repressionen intendierte Gedenkfunktion, die bei der Wahl des Ortes für das Mahnmal die tragende Rolle spielte, jedoch reflektierte er nicht. Auch unterstrich Gribanov, dass er etwaige Forderungen nach mehr Ausgewogenheit der Gedenkort im öffentlichen Raum ablehne. Er „könne sich nicht vorstellen durch eine Stadt zu gehen, in der man pausenlos auf Gedenktafeln stoße, die an Schreckliches aus der Vergangenheit erinnerten“. Auch hier wurde deutlich, dass das Hochhalten einer ruhmreichen Vergangenheit für ihn wichtiger ist als die Aufarbeitung der Vergangenheit.

Auf der anderen Seite zeigte unser Gespräch, dass der Abgeordnete die gute Zusammenarbeit mit Memorial und anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren schätzt. Gerade in der Förderung von Aufklärungs- und Bildungsprojekten über den in der Sowjetunion verübten staatlichen Terror sehe er einen großen Nutzen. Ganz offensichtlich stehen für Gribanov als ausgebildeten Arzt die sozialen Probleme der Gegenwart, darunter der soziale Aspekt der Rehabilitation und die Jugendarbeit, im Vordergrund. Die gesellschaftlichen Implikationen einer aktiven Auseinandersetzung mit der Geschichte sind für ihn jedoch nebensächlich. Wie wir später von Seiten Memorials erfuhren, teilen diese Einschätzung auch weite Teile der Bevölkerung. Es gehöre zu den Erfahrungen der Aktivisten von Memorial, dass die Mehrheit der russischen Bevölkerung ihren sozial ausgerichteten Projekten oder auch Jugendprojekten sehr positiv gegenüber stehe, ihre Forderungen nach umfassender Aufarbeitung der Repressionen im Gegensatz dazu von vielen eher kritisch betrachtet wird.



Die Teilnehmer/-innen der Sommerschule zu Besuch in der Permer Stadt дума und im Gespräch mit Aleksej Gribanov.

Von großem Interesse für unser Verständnis der gegenwärtigen Situation war der Hinweis Gribanovs, dass er in der gegenwärtigen staatlichen Politik einen gewissen Antagonismus ausmache. Zum einen würden sich lokale staatliche Behörden durchaus für die Arbeit von Memorial und anderer zivilgesellschaftlicher Akteure interessieren. Einer guten Zusammenarbeit auf regionaler Ebene stünden aber sowohl eine national-patriotisch geprägte staatliche Geschichtspolitik als auch "neototalitäre" Tendenzen im neuen Russland gegenüber. Die Handlungsspielräume vor Ort gestalteten sich daher in den einzelnen Regionen äußerst unterschiedlich. In Hinblick auf die Handlungsspielräume im Permer Gebiet wies Gribanov ausdrücklichen darauf hin, dass die hiesige Situation nicht auf andere Regionen zu übertragen sei. Die Region Perm gelte russlandweit als eine der demokratischsten und liberalsten Regionen. Die Aussagen von Gribanov spiegeln somit auch diejenigen Probleme wider, vor denen sowohl Politiker in den russischen Regionen, als auch zivilgesellschaftliche Akteure und Bürger stehen, wenn sie im Spannungsfeld zwischen einer in Moskau gemachten staatlichen politischen Generallinie und lokalen Interessen und Erfordernissen Politik gestalten müssen. „Ein hohes Demokratiedefizit“ konstatierte Gribanov im heutigen Russland, nicht nur zivilgesellschaftliche Initiativen wie Memorial trafen mit ihren Ideen und Ansichten oft auf Widerspruch, sondern auch er selbst. Angesichts dieser eher liberalen Sichtweise wird deutlich, warum Memorial Perm die Kommission zu einem wichtigen Partner in der Permer Stadtverwaltung und Gribanov zu ihren Unterstützern zählt.

Wem gedenken? Wie gedenken?

Erkundungen im Permer Stadtraum

Ramil Fatchutdinov

Während unserer Forschungsreise besuchten wir ausgewählte Erinnerungsorte im Permer Stadtgebiet, die an die Geschichte der politischen Repressionen erinnern. So auch das Mahnmal für die Opfer politischer Repressionen auf dem Jegoščichinskoe-Friedhof im Sverdlovsker Stadtbezirk. Es wurde auf Initiative von Memorial Perm mit Hilfe von Spendengeldern und finanzieller und organisatorischer Unterstützung der Administration der Stadt Perm und des Permer Gebiets am 30. Oktober 1996 feierlich der Öffentlichkeit präsentiert. Die Komposition aus grauem Beton umfasst einen mit Stacheldraht vergitterten Glockenturm, der auf einem fünfeckigen Stern fußt, und zwei Gedenktafeln. Auf der einen Tafel ist die Aufschrift „Den Opfern der politischen Repressionen“ zu lesen, auf der anderen Tafel eine Strophe aus dem Gedicht „Schuld“ des zur Stalinzeit repressierten Dichters Anatolij Žigulin: „Oh Ihr, Ihr Menschen mit Nummern. Ihr wart Menschen, keine Sklaven. Größer und hartnäckiger als Euer tragisches Schicksal seid ihr gewesen.“



Die abgelegene Lage des Mahnmals am Steilhang zum Bett des Baches Stiks hin stimmt nachdenklich. Der Friedhof ist eher außerhalb gelegen, fernab der Straße und somit auch fernab der Blicke von Passanten. Dieser Platz ist jedoch nicht zufällig gewählt. Unweit des Mahnmals am gegenüberliegenden Gipfel des Steilhangs befindet sich das städtische Gefängnis Nr. 1, das seit 130 Jahren als Strafvollzugsanstalt fungiert und somit eng mit der Geschichte der Repressionen verbunden ist. Während der Stadtführung erklärte uns Robert Latypov, dass in der Zeit des Großen Terrors 1937/38 die Leichname der toten Gefangenen aus dem Gefängnis über den

Steilhang ins Tal geworfen wurden und hier lediglich provisorisch verscharrt wurden. Vom Mahnmal am Rande des Friedhofs ist dieses Tal und das dahinter liegende Gefängnis sehr gut sichtbar.

Verszeilen aus einem Gedicht Anatolij Žigulins auf der Gedenktafel neben dem Mahnmal für die Opfer politischer Repressionen in Perm.

Steilhang ins Tal geworfen wurden und hier lediglich provisorisch verscharrt wurden. Vom Mahnmal am Rande des Friedhofs ist dieses Tal und das dahinter liegende Gefängnis sehr gut sichtbar.

Vor dem Gefängnis auf dem Platz der Dekabristen entdeckten wir einen Gedenkstein für die Angehörigen des Strafvollzugsystems – „all jenen Mitarbeitern des Strafvollzugsystems gewidmet, die zu Kriegs- und Friedenszeiten ihr Leben lassen mussten“. Es schockierte uns, dass an solch einem tragischen Ort, der die Erinnerung an Tausende unschuldige Menschen verwahrt, die in diesem Untersuchungsgefängnis interniert waren und von dort aus in Straflager verschickt wurden, ein Denkmal für die Vollstrecker des Stalinschen Strafvollzuges errichtet werden konnte.

Die dort konstruierte Erinnerung ist nicht auf das Gedenken an die Opfer der politischen Repressionen gerichtet, sondern auf die Täter, d.h. die Mitarbeiter des Strafvollzugsystems, die als „Helden“ (v.a. des Großen Vaterländischen Krieges) stilisiert werden. Sicher gab es zwischen den Mitarbeitern des Strafvollzugsystems auch Menschen, die im Krieg ihren Heldentod starben und ihre Pflicht gegenüber der Heimat erfüllten. Und trotzdem: Musste dieses Denkmal just an diesem Ort errichtet werden? Diese Tatsache löste bei uns sehr großes Befremden aus.

Am nächsten Tag fand ein Treffen mit Aleksej Anatol'evič Gribanov, Abgeordneter der Permer Stadtduma und Vorsitzender des Komitees für die Rehabilitierung der Opfer politischer Repressionen, statt. Ziel unseres Gesprächs war, die Haltung des Staates zum Thema Stalinsche Repressionen und ihrer Aufarbeitung zu erfahren, vor allem hinsichtlich einer staatlich initiierten Gedenkkultur. Gribanov unterstrich, dass die staatliche Rehabilitierungs-Kommission bei der Veranstaltung und Finanzierung von unterschiedlichsten (Gedenk-)Projekten mit zivilgesellschaftlichen Akteuren zusammenarbeitet und sowohl die für Schüler konzipierte Wanderausstellung „Lehrstunde der Erinnerung“, aber auch Klassenfahrten in die Gedenkstätte „Perm-36“ mitfinanziert und unterstützt. Aber auf unsere Frage, warum sich das einzige Mahnmal für die Opfer politischer Repressionen in Perm an einem wenig prominenten Ort der Stadt befindet, erhielten wir die Antwort, dass die heutige Staatsmacht ihren „Blick in die Zukunft richten möchte“ und dabei „eine Erziehung zum Patriotismus“ verfolgt. Es gehe darum, die Menschen zu „inspirieren“ und aus diesem Grund sei es von großer Wichtigkeit, dass ein „Gleichgewicht“ zwischen Mahnen und Inspiration gehalten wird und derartige Mahnmale das Bild des Stadtzentrums nicht prägen.

Für mich persönlich wird das eigentliche Verhältnis der Staatsmacht zu Fragen des Gedenkens an die Geschichte des Terrors dadurch symbolisiert, dass unser Interviewpartner (als Vorsitzender der Rehabilitierungs-Kommission!) die Gedenkstätte „Perm-36“, die bereits seit mehr als dreizehn Jahren existiert, erst einen Monat zuvor zum ersten Mal im Rahmen des Bürgerforums „Pilorama“ besucht hatte. Und dennoch: Immerhin befürwortete er die Existenz einer derartigen Gedenkstätte in der Permer Region und erkannte ihren Wert für die Aufarbeitung der Vergangenheit an.



Widmung für die zu Kriegs- und Friedenszeiten verstorbenen Mitarbeiter des Strafvollzugsystems vor dem Gefängnis Nr. 1 in Perm.

Der allgegenwärtige Gulag?

Valeria Jakovleva

Die Gegenwart der Vergangenheit und der Stellenwert des Gulags im russischen Gedächtnis – das waren die großen Leitfragen unserer Sommerschule. Die vorliegende Skizze sammelt einige Gedanken und Beobachtungen zur Gegenwart des Gulag heute. Für mich beinhaltet der Begriff Gulag den massenhaften Entzug von persönlicher Freiheit, von Wahlfreiheit und allem was zum Leben dazugehört. Gulag – das ist ein riesiges Gefängnis, in das die Hälfte unseres Landes verwandelt wurde. Die Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit kann nur dann gelingen, wenn uns alte und neue Gefängnisse nicht ständig vor Augen stehen.

Wie aber sieht die heutige Realität aus? Nur ein paar Dutzend Kilometer von der Gedenkstätte für die Geschichte der politischen Repressionen „Perm-36“ entfernt, sind eine Reihe von sogenannten „Arbeitskolonien“ in Betrieb, d.h. Orte, in denen Gefangene interniert sind. Wenn man vorbeifährt, kann man all das sehen, worüber im Museum aus historischer Perspektive erzählt wird. Wir wissen nicht, wie das Leben darin aussieht (und Gott bewahre, das wir es jemals erfahren müssen), aber am äußeren Anblick des Lagers hat sich nichts verändert. Menschen wohnen in der Nähe der Straflager, fahren an den Arbeitskolonien vorbei zur Arbeit, Kinder gehen in ihrer unmittelbaren Nähe in die Schule. Das Gefängnis ist Teil ihres Alltags.

Szenenwechsel. Die Stadt Perm. Das frühere Untersuchungsgefängnis des NKVD, das nach wie vor als Untersuchungsgefängnis genutzt wird, befindet sich im Zentrum der Stadt. Drumherum städtische Betriebsamkeit. Die frühere Bestimmung des Ortes ist im Alltag kaum präsent, obwohl man weiß, dass das Gebäude bis heute als Gefängnis dient. Bereits nach der Rückkehr von unserer Forschungsreise konnte ich während einer Busfahrt ein Gespräch zwischen einer Großmutter und ihrer Enkelin verfolgen. Die Enkelin war gerade aus der Schule gekommen und fuhr mit ihrer Großmutter nun am „Platz der Dekabristen“ vorbei, wie der Platz vor dem Gefängnis benannt ist. Ihre Großmutter begann dann zu erzählen:

„Schau mal, meine Liebe, das ist der ‚Platz der Dekabristen‘. Die ersten Bäume haben hier die Dekabristen gepflanzt, als sie von der Verbannung aus Sibirien zurückgekehrt sind, seitdem heißt dieser Platz so.“ Über all das, was auf diesem Platz in den 1930er Jahren stattfand, verlor die Großmutter kein Wort, höchstwahrscheinlich wusste sie auch gar nichts darüber. Denn zu jener Zeit, als die Gefangenen in Reihen hier aufmarschierten und unter der Eskorte von Wachmännern mit Hunden in Wagen verladen wurden oder zu Fuß den Weg durch die Stadt antraten, haben ihre Angehörigen und Verwandten versucht, ihnen ein letztes Mal etwas zuzuschreien in der Hoffnung, einen Antwortruf zu erhaschen, der die Gewissheit gab, dass sie lebten und lediglich in ein anderes Gefängnis oder Lager weiterverschickt wurden und nicht erschossen worden waren. In den 1930er Jahren hat es dort also keine Bäume gegeben. Die Geschichte über die Dekabristen jedoch stellt sich romantischer und „bequemer“ dar als die über den Stalinschen Terror.



*Aussenansicht des
Gefängnisses Nr. 1 in
Perm.*

Als der Bus am jetzigen Untersuchungsgefängnis vorbei um die Ecke bog, fragte die Enkelin ganz unbedarft: *„Und was ist das hier?“*. Darauf antwortete die Großmutter leise und ohne ihre Stimmlage zu verändern oder einen weiteren Kommentar abzugeben ganz lapidar: *„Ein Gefängnis“*. Als ob es gar nicht anders sein konnte, ja sich regelrecht so gehörte, dass sich an diesem Ort ein Gefängnis befindet. Und wirklich, irgendwo muss das Gefängnis ja auch sein...

In Russland sind sogenannte „Chansons“ äußerst populär. Im russischen Verständnis sind dies Lieder aus dem Gefängnis über das Leben in der Haft. Es gibt einen Radiosender, der sich auf die Ausstrahlung von Chansons spezialisiert hat. Besonders gerne hören sie Busfahrer und auf diese Weise werden sie auch von den Fahrgästen wahrgenommen. In der Umgangssprache gibt es außerdem eine Vielzahl an Wörtern, die ihre Wurzeln in der Gefängnis- und Lagersubkultur haben.

Vor kurzem lief im russischen Fernsehen eine neue Comedy-Serie an: *„Kanikuly osobogo režima – Ferien unter strengen Haftbedingungen“*. Natürlich über das Gefängnis! Das Gefängnisthema erfreut sich im Fernsehen überaus großer Beliebtheit. Man könnte sagen: Das Gefängnis war und ist Teil des russischen Alltags. Es ist kaum möglich, ja fast unmöglich, es von unserem Leben zu trennen. Und solange das Gefängnis und die Gefängnisthematik ein untrennbarer Teil unseres Alltagslebens sind, bleibt auch der Gulag in der Gegenwart verhaftet.

Erinnerungs- kultur

Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen?

Zweierlei Opfergedenken im heutigen Russland.

Alesia Kananchuk

„Gern hätt‘ ich sie alle beim Namen genannt...“

A. Achmatova „Requiem“

Mit der Feststellung, dass „der europäische Raum nach 1945 durch ein nahezu alle Bereiche durchdringendes ‚elftes‘ Gebot mit dem Namen ‚Du sollst niemals vergessen‘“ geprägt sei“, beschrieb der österreichische Soziologe Rudolf Burger den moralischen Zustand der europäischen Nachkriegsgesellschaft. Die russische Formel „Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen“ scheint die Antwort auf dieses Gebot zu sein und die Einlösung der Forderung zu fixieren. Doch inwieweit kann dieser auf die Allumfassendheit von Erinnerung abzielende Anspruch überhaupt in der Wirklichkeit umgesetzt werden? Ist in Russland bisher ein Erinnerungskonsens erreicht worden?

„Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen“ – unter dieser fast zur Ermahnung gewordenen Aufforderung wurde die offizielle Geschichtspolitik in der Sowjetunion und nachfolgend nun auch in Russland betrieben. „Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen“ – das hört man in Russland allerorten. Unter diesem Motto werden Schulabende veranstaltet, die dem „Großen Vaterländischen Krieg“ gewidmet sind und die heroischen Taten und Heldentode sowjetischer Bürger für die geliebte Heimat geehrt. Dieselbe Überschrift tragen auch entsprechende Kapitel der regionalen Gedenkbücher an gefallene Soldaten sowie die öffentliche Datenbank mit der Bezeichnung „Memorial“ – eine Initiative des Verteidigungsministeriums der Rußländischen Föderation: Sie sieht sich verpflichtet, diese Losung in die Praxis umzusetzen und alle im Kriege Gefallenen und Vermissten darin zu erfassen. Alle diese Beispiele machen deutlich, welches Ereignis nicht vergessen und wem gedacht werden soll. Die in der russischen Gesellschaft verankerte Maxime „Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen“ wird ausschließlich in Bezug auf den „Großen Vaterländischen Krieg“ verwendet. Diese Auffassung von der Notwendigkeit des Erinnerns wird nicht nur von der Seite des Staates und der offiziellen Geschichtspolitik vertreten, man trifft sie auch in der Mehrheit der russischen Gesellschaft an. Zahlreiche Livejournals, Blogs und Internetforen, die dem Krieg gewidmet sind, zeugen von dieser Sichtweise und lassen ein interessantes Paradoxon erkennen: Die auf ein allumfassendes Erinnern abzielende Parole „Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen“ verfehlt ihre Intention und zielt weniger auf eine Inklusion, als auf eine Exklusion. So werden nur die „Opfer des Großen Vaterländischen Krieges“ einbezogen und alle „anderen“ Opfer ausgeschlossen. Das betrifft vor allem die Millionen Opfer des stalinistischen Terrors, die ihr Leben in sowjetischen Arbeitslagern und Spezialansiedlungen verbringen mussten oder im Zuge des Terrors erschossen worden sind. Auch lässt diese Losung die Täter außen vor, und zwar sowohl diejenigen, die für die verbrecherische Politik verantwortlich waren, als auch diejenigen, die sie konkret ausgeführt oder umgesetzt haben – die „Rädchen im Getriebe“. Deshalb ging mir dieser Satz während unserer Sommerschule in der Region Perm nicht aus dem Sinn, doch habe ich ihn für mich mit einem Fragezeichen versehen: „Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen?“

Das, was meiner Meinung nach alle drei Erinnerungsorte, die wir in Permer Gebiet untersucht haben, miteinander gemein haben (außer der Tatsache, dass sie an das sowjetische Strafvollzugssystem erinnern), ist ihre absolute Verlassenheit und Marginalität. Es sind gottverlassene Orte! Das Museum „Perm-36“, das „einzige Gulag-Museum Russlands“, wie es sich selbst positioniert, ist in einem trostlosen, von Alten und Säufnern bewohnten Dorf gelegen, wo gerade zwei Mal täglich Busse halten. Den überwiegenden Teil der Dorfbewohner machen Patienten der psychiatrischen Klinik aus, die sich in den Kasernen des ehemaligen Straflagers befindet und Wand an Wand mit dem Museum gelegen ist.

Das „Gesellschaftliche Museum IK-35“ in der Siedlung Central'nyj wiederum ist in keinem Adress- bzw. Telefonbuch zu finden, es gibt keine Hinweise darauf, weder im Internet noch sonst irgendwo. Das Museum kann nur besuchen, wer eine Genehmigung hat und wem der Wachtposten den Schlagbaum in die Siedlung Central'nyj öffnet. Grund ist die unmittelbare Nähe zum Sonderlager IK-35, das auch heute noch in Betrieb ist. Die Gründung des hiesigen Museums ist der Initiative von Mitarbeitern des Strafvollzugssystems zu verdanken. Der ehemalige Aufseher Vladimir K. Kurguzov ist Gründer des Museums, nunmehr Direktor und praktisch der einzige Mitarbeiter. In der Ausstellung des Museums, die in einer bizarren Mischung aus ethnographischen Gegenständen und wertvollen historischen Materialien und Dokumenten besteht, steht die Erinnerung an den Krieg und den Sieg im Vordergrund und nicht die Erinnerung an die Geschichte der politischen Repressionen, wie man an so einem Ort vielleicht vermuten würde. So trägt einer der kleinen Ausstellungssäle des Museums den Titel „Sie verteidigten das Vaterland“; die hier ausgestellten Exponate und Photographien sind den Helden des Krieges gewidmet, sowohl des „Großen Vaterländischen Krieges“ als auch den Opfern und Helden des Afghanistankrieges und der Tschetschenienkriege.

Den Ort aber, an dem bis in die 1970er Jahre das Straflager Stvor existierte, „überwuchert - mit Tvardovskij sprechend - das Gras der Zeit“, und zwar nicht nur im sprichwörtlichen Sinne. Hier gibt es kaum Hinweise an die Schrecken der noch nicht sehr weit zurückliegenden Vergangenheit. Nur der Bemühungen einer kleinen Gruppe von Freiwilligen und Enthusiasten der Menschenrechtsorganisation „Junges Memorial Perm“ ist es zu verdanken, dass dieser Ort nicht zu einem Dschungel aus Brennnesseln geworden ist und Versuche unternommen wurden, ihn als Erinnerungsort zu bewahren.

So unterschiedlich diese drei Erinnerungsorte in ihren Sichtweisen und Deutungen der Geschichte auch sein mögen, so gleichen sie sich in ihrer Abgelegenheit und symbolisieren auf diese Art und Weise die Position, die die Geschichte der in der Sowjetunion ausgeübten politischen Repressionen im heutigen russischen kollektiven Gedächtnis einnimmt:

Die Erinnerung daran ist eine Erinnerung „am Rande“, eine „unbrauchbare“ Erinnerung, eine marginale Erinnerung.



Panorama des Dorfes Kučino, im Hintergrund die Ausfallsstrasse Richtung Gedenkstätte „Perm-36“, die rund 1 km vom Standort entfernt ist.



Basislager der Sommerschule neben dem Erinnerungsort Stvor

Im Verlauf der Sommerschule haben wir viele verschiedene Orte des Gedenkens aufgesucht, um sie zu analysieren. Immer wieder fühlte ich mich dabei von der Surrealität der Wirklichkeit überwältigt. Für mich war es beispielsweise nur schwer zu begreifen, dass in der Stadt Perm, an dem Ort, wo sich ein Untersuchungsgefängnis des NKVD befand, kein einziges Schild an die Opfer erinnert und stattdessen aber von den städtischen Behörden die Genehmigung erteilt wurde, einen Gedenkstein aufzustellen, der an die „Mitarbeiter des Strafvollzugssystems, die in Kriegs- sowie Friedenszeiten gefallen sind“ erinnert.

Die allgegenwärtige Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ hatte für die sowjetische, durch den Terror tief gesplante Gesellschaft eine enorm wichtige Funktion. Hatte Anna Achmatova im Rückblick für die 1930er Jahre festgehalten: „Zwei Russlands standen sich Auge in Auge gegenüber: jene, die im Gefängnis waren und jene, die sie dorthin gebracht haben“, so führte der Kampf gegen den gemeinsamen Feind die Gesellschaft wieder zusammen. Die Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ wurde aber insbesondere in der Brežnev-Zeit mythisiert und sakralisiert und so zu einem konstitutiven Element des russischen kollektiven Gedächtnisses. Diese staatlich inszenierte Erinnerung verkomplizierte jedoch das frühere Opfer-Täter-Schema, indem sie verschiedene Perspektiven miteinander verschmolz. Das „sowjetische Volk“ hat im Zusammenhang mit dem Krieg eine „Doppelerfahrung“ gemacht, wie es Karl Schlögel treffend bezeichnete. Damit ist gerade diese Verwobenheit und Vielschichtigkeit gemeint, die gemeinsam mit der Mythisierung eindeutige Urteile erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen. So wurde die Erinnerungsfigur Krieg von der staatlichen Geschichtspolitik ausschließlich positiv besetzt dargestellt, um ihre identitätsstiftende Funktion erfüllen zu können, gleichzeitig kollidierte diese Interpretation oft mit den individuell gemachten persönlichen Erfahrungen während des Krieges. Auf der Ebene des kommunikativen Gedächtnisses existiert zwar eine andere - von der offiziellen Version abweichende - Darstellung des Krieges, in der offiziellen Erinnerungskultur dominiert jedoch die eine Sichtweise, die jeden Versuch, den „Heroismus“ des „sowjetischen Volkes“ zu relativieren und anzuzweifeln, als Verleumdung und Diffamierung stigmatisiert. Der von der staatlichen Geschichtspolitik propagierte Mythos zieht bis heute eine klare Trennlinie zwischen „Helden“ und „Verrätern“ des Krieges. Auch heute gibt es in der offiziellen Rhetorik keinen Platz für „Zwischentöne“, die auf die Ambivalenz der Kriegserfahrungen hindeuten. Lediglich auf der Ebene der individuellen Erfahrungen kommt die Vielschichtigkeit zum Vorschein, die es in vielen Fällen unmöglich macht, Helden von Verrätern, Opfer von Tätern klar und deutlich abzugrenzen. Eine staatliche Geschichtspolitik, die jedoch nur Helden und Opfer produziert, blendet Fragen nach Schuld und Verantwortung gleichsam aus.

Der Paradigmenwechsel in der deutschen Geschichtspolitik, auf den Aleida Assmann für die deutsche Erinnerungskultur aufmerksam gemacht hat, nämlich weg von einer Kategorie der „Sieger und Besiegten“ hin zu der Kategorie der „Täter und Opfer“, konnte in Russland nicht stattfinden. Dort beherrscht – und die Gründe dafür liegen auf der Hand – das Siegergedächtnis die Erinnerung. Es ist, um mit Assmann zu sprechen, ein „Sacrifice-Gedächtnis“. Und wenn es um Opfer geht, dann fast ausschließlich um Kriegsoffer, die im Sinne einer „Aufopferung für die Sache“ verstanden und gedeutet werden. Keinesfalls schließt der staatliche „Opferbegriff“ die Opfer der politischen Repressionen mit ein, die in der Logik der Bolševiki ja mit „Verrätern“ gleichgesetzt wurden. Diese Lesart dominiert auch im heutigen kollektiven Gedächtnis. Möglicherweise macht die angesprochene Verschmelzung der zwiespältigen traumatischen Erfahrungen, insbesondere während des Krieges, einen Paradigmenwechsel problematisch. Es scheint einfacher und weniger gefährlich, die Identität der russischen Gesellschaft durch den Siegermythos, durch das positive Gedächtnis zu fundieren. Dies ist jedoch eine Verschätzung,

die zu keinem Erinnerungskonsens führt, sondern neue Erinnerungskonflikte verursacht – sowohl innerhalb Russlands als auch mit den Nachbarstaaten. Die Gefahr des Siegermythos liegt in der Natur des Sieges selbst – als einer äußerst komplizierten und doppeldeutigen Angelegenheit. Jeder, der von den staatlich propagierten Losungen Abstand nimmt und sich mit dem Thema des Krieges und Sieges auseinandersetzt, kann einem komplexen Bündel von Fragen nach dem Preis und den Folgen des Sieges nicht entgehen. Bei jedem Versuch, plausible Antworten auf diese Fragen zu finden, kommt man an der gewaltsamen Natur des Stalinismus nicht vorbei. Der Sieg im Krieg und das Verbrechen des sowjetischen totalitären Regimes sind fest miteinander verbunden. Daher impliziert Erinnerung an den Krieg nolens volens und oft unbewusst Erinnerung an den staatlichen Terror in der Sowjetunion. Man kann zwar einwenden, dass in Russland die wenigsten mit diesem Thema kritisch umgehen und die meisten sich an die offizielle Sichtweise halten. Das Problem besteht jedoch gerade darin, dass es in Russland kaum eine Familie gibt, die von der traumatischen Doppelerfahrung Krieg und Terror verschont blieb. Die beiden Gedächtnisse sind nicht nur einander gegenübergestellt, vielmehr koexistieren sie in enger Nachbarschaft und bedingen einander, existieren oftmals sogar in ein und derselben Person. Es ist immer noch eine Spaltung der Erinnerung, aber in einer äußerst komplexen Art.

Viele Forscher vertreten die Meinung, der Kriegsmythos sei eine Barriere zur Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit in Russland, er verhindere vor allem die Erinnerung an den Gulag und an die politischen Repressionen in der Sowjetunion. Dem zustimmend, würde ich immerhin in der Auseinandersetzung mit dem Krieg ein Potenzial und einen Anreiz zur Reflexion über die Geschichte der Sowjetunion sehen. Allerdings müsste dazu ein Kurswechsel in der Betrachtung stattfinden und anstelle des Kriegsmythos ein Kriegsdiskurs rücken, in dessen Rahmen die Täter-Problematik in ihrer ganzen Komplexität diskutiert werden kann. Und die eine Voraussetzung dafür bilden könnte, die Geschichte des stalinistischen Terrors in die Erinnerung einzubeziehen.

So gibt es heute in Russland zwei „Requien“ – eines für die Opfer der Repressionen, für die Lagerhäftlinge, geschrieben von Anna Achmatova und das andere für die Opfer des „Großen Vaterländischen Krieges“, verfasst von Robert Roždestvenskij. Auch gibt es im heutigen Russland zwei Arten von Gedenkbüchern und – wie wir bereits gehört haben – zwei „Memorial“.

Die Herausforderung für die neue Generation in Russland wird es sein, eine „allumfassende Erinnerung“ zu schaffen. Takt, Respekt allen Beteiligten gegenüber und Sensibilität für die traumatischen Erfahrungen sind dabei erforderlich. Denn erst die Anerkennung aller Opfer sowie die Übernahme von Verantwortung für die begangenen Verbrechen werden die Grundlage einer neuen, reiferen Erinnerungskultur sein. Man mag den von Präsident D. Medvedev in seinem Blog verfassten Eintrag am 30. Oktober dieses Jahres, am Gedenktag für die Opfer der politischen Repressionen, mit der Aufforderung, die Stalinschen Repressionen nicht zu vergessen, unterschiedlich beurteilen. Auch die Einführung von Aleksandr Solženicyns „Archipel Gulag“ als Pflichtlektüre für die russischen Oberschüler kann unterschiedlich bewertet werden. Aber vielleicht stellen beide Schritte vorsichtige, aber immerhin wichtige Schritte auf dem langen und dornenvollen Pfad der Vergangenheitsbewältigung im heutigen Russland dar.

Zwanzig Jahre Vergangenheitsaufarbeitung

Eine Bilanz aus der Sicht von Memorial

Robert Latypov

Die Situation um die Aufarbeitung des Stalinismus im heutigen Russland erscheint paradox. Auf der einen Seite sind viele Fakten über den staatlichen Terror gegen Millionen unschuldige Menschen bekannt, auf der anderen Seite sind weder Staat noch Gesellschaft dazu bereit, die Vergangenheit aufzuarbeiten und sich von den heroischen Mythen der sowjetischen Geschichte zu verabschieden.



Dank der Bemühungen der internationalen Gesellschaft Memorial und einer Reihe anderer Organisationen, der Öffnung der russischen Archive und der umfassenden Forschungstätigkeit von Historikern, Heimatkundlern und Journalisten, sind uns gegenwärtig unzählige Orte bekannt, die unmittelbar mit dem Stalinschen Terror verbunden sind. Dies sind einerseits Gebäude, die von den Organen des Geheimdiensts genutzt wurden und in denen Entscheidungen über die politischen Repressionen getroffen und Urteile verhängt worden sind. Andererseits sind uns auch eine Vielzahl von Orten bekannt, an denen die Repressionen verübt und Urteile vollstreckt worden sind, d.h. Erschießungsplätze und Massengräber sowie fast alle Standorte, an denen sich unter Stalin Straflager und Spezialsiedlungen der Hauptverwaltung der Lager befunden haben. Die uns heute zugänglichen Quellen erlauben es, den Charakter, die Zielgruppen und die Dimensionen des Stalinschen Terrors in der Sowjetunion umfassend zu analysieren und darzustellen. Auch leben noch Zeitzeugen, die Antworten auf Fragen geben können, die mit Hilfe von Dokumenten der Behörden nur bedingt zu beantworten sind. Theoretisch also ist das Wissen über den Terror vorhanden und somit sind – so würde man meinen – die notwendigen Voraussetzungen für eine öffentliche Auseinandersetzung mit der stalinistischen Vergangenheit gegeben. Und dennoch ist das historische Gedächtnis in Hinblick auf den Stalinschen Terror im gegenwärtigen Russland äußerst fragmentiert.

Prof. Andrej B. Suslov, Inhaber des Lehrstuhls für Neuere/Neueste Geschichte an der Permer Päd. Universität, während unseres Gesprächs über die wissenschaftliche Forschungslandschaft zum Thema Repressionen. Er ist außerdem Herausgeber der Gedenkbücher „Jahre des Terrors“.

Immerhin konnten mich die Ergebnisse der von uns geführten Interviews in meiner bisherigen Überzeugung bestärken, dass die Stalinschen Repressionen oder die Existenz des sowjetischen Straflagersystems heute von niemandem mehr generell geleugnet werden kann. Die Begriffe Gulag und Repressionen waren allen von uns befragten Personen vertraut, ganz unabhängig von ihrer nationalen Herkunft, ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht oder einem bestimmten Bildungsmilieu. Unwesentlich war auch, ob ihr Lebensstil ländlich oder städtisch geprägt war. Ausnahmslos alle Interviewpartner hatten eine Vorstellung über den tatsächlichen Maßstab der Opferzahlen und wussten die wichtigsten historischen Personen zuzuordnen, die mit dem Stalinschen Terror in Verbindung gebracht werden müssen.

Gleichzeitig wurde aber deutlich, dass die Erinnerung über die Repressionen sehr assoziativ und stark von medialen Diskursen beeinflusst wird. Zwar werden mit dem Begriff Gulag einzelne Aspekte des Lagerlebens bzw. Lageralltags, einzelne Ereignisse oder ausgewählte Orte assozi-

iert, eine innere Vorstellung sowohl über die Dimensionen des repressiven Apparats als auch eine Karte des weit verzweigten stalinistischen Lagersystems mit seinen Hunderten an Lagerverwaltungen und Tausenden einzelnen Lagerpunkten wird allerdings nicht abgerufen. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass es sich bei der Verwaltung des Strafvollzugssystems quasi um einen Staat im Staat handelte. Für weite Teile der Bevölkerung scheint Gulag heute das zu sein, was im Film „Kalter Sommer von 1953“ dargestellt oder in Solženicyns „Ein Tag im Leben des Ivan Denisovič“ nachzulesen ist. Auch besteht die Kenntnis über den Gulag meist aus einer Aneinanderreihung von Mythen, mangelndes Fachwissen wird durch Assoziationen kompensiert. Die Beurteilung der Vergangenheit basiert nicht auf sachlichen Argumenten, sondern auf Emotionen. Die Interpretation ist von den eigenen moralischen Wertvorstellungen und der persönlichen Sichtweise auf den Terror abhängig.

Ebenso fokussiert das historische Gedächtnis vor allem auf die Opfer der Repressionen. Die Täter und ihre Verankerung in staatlichen Strukturen bleiben dabei mehr oder minder im Dunkeln. Von der Mehrheit der Bevölkerung werden die politischen Repressionen in der Sowjetunion als eine von den Bolševiki entfachte Naturkatastrophe wahrgenommen. Von einer Verantwortung des Staates für die von ihm verübten Verbrechen wird kaum gesprochen. Es ist ganz bezeichnend für das Gedächtnis, dass ein junger Mann, der in Stvor das vom Jungen Memorial initiierte „Museum ohne Guide“ besichtigt hatte, mit dem Begriff politische Repressionen in erster Linie das persönliche Schicksal seines Urgroßvaters in Verbindung brachte. Dieser sei in die Fänge des Geheimdienstes, des NKVD, geraten, von einem sadistischen Richter zu zehn Jahren Haft verurteilt worden und nur deshalb verreckt. Als ich ihn auf die Verantwortung des Staates für die verübten Verbrechen aufmerksam machen wollte, antwortete er abwinkend, was denn bitte der Staat mit all dem zu tun gehabt hätte? Schuld an seinem Tod wäre doch ganz eindeutig der Untersuchungsrichter gewesen. Dass die Stalinzeit eine schlechte Zeit gewesen wäre, könne man so nicht behaupten, schließlich habe man ja auch den Krieg gewonnen...

Das in Stvor Gesehene hatte ihm zwar Aspekte seiner Familiengeschichte ins Gedächtnis gerufen, jedoch nicht unmittelbar dazu bewegt, über die staatlichen Repressionsmechanismen und die Dimension der Repressionen nachzudenken oder gar nach Verantwortlichkeiten zu fragen. Dieser Unwille oder auch das Unvermögen von der eigenen Familiengeschichte zu abstrahieren und die geschichtlichen Ereignisse kritisch zu hinterfragen führt gegenwärtig tendenziell dazu, den Staat von seiner Verantwortung freizusprechen. Es scheint, als dominiere im heutigen gesellschaftlichen Bewusstsein immer noch ein Mythos von der Unantastbarkeit des Staates. Dieser Mythos findet beispielsweise Ausdruck in der weit verbreiteten Meinung, dass das russische Volk damals einer starken Führung bedürft hätte und dieser auch gegenwärtig bedürfe. Mit dieser angebliche Notwendigkeit – sei es zum Zwecke der Modernisierung oder zum Zwecke der Konsolidierung oder Stabilisierung des Staatsgefüges – wird immer wieder versucht die Stalinschen Repressionen zu rechtfertigen und die verübten Verbrechen zu relativieren.

Neben der Fragmentierung der Erinnerung und der fast ausschließlichen Perspektive auf die Opfer des Terrors kann in Hinblick auf Frage der Aufarbeitung die Passivität der Bevölkerung bemängelt werden. Der Stalinsche Terror wird zwar als tragisches Kapitel der sowjetischen Geschichte wahrgenommen, eine aktive Politik der Vergangenheitsaufarbeitung wird jedoch seitens der Bevölkerung nicht eingefordert oder gar betrieben. Diese Haltung erweckt den Eindruck, dass für viele die Stalinzeit so weit entfernt wahrgenommen wird wie die Antike. Traditionslinien, Wahrnehmungsmuster oder Kontinuitäten, die in der Gegenwart Ausdruck finden, bleiben unbeachtet. Einige behaupten, dass diese Passivität ein allgemeines Phänomen unserer Zeit ist. Manche argumentieren sogar, dass diese Passivität oder Leidensfähigkeit eine spezifisch

russische Eigenart sei. Dagegen möchte ich mich dezidiert aussprechen und als Gegenbeispiel das Wachhalten der Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg heranziehen. Die Tradition, den 9. Mai als „Tag des Sieges“ zu feiern wird mit großem Engagement fortgeführt. Eine etwaige Passivität seitens der Bevölkerung ist dabei nicht zu verzeichnen. Im Gegensatz zu den politischen Repressionen wird der Krieg vom Großteil der russländischen Bevölkerung als unauslöschlicher und untrennbarer Teil der persönlichen (Familien-)Geschichte empfunden. Das Motto *„Nichts ist vergessen, niemand ist vergessen“* prägt die Erinnerungskultur, wie auch die Georgsbänder oder das massenhafte Pilgern zu den Gräbern der gefallenen Soldaten oder die vielen Freiwilligen, die sich aktiv an der Herstellung von Erinnerung beteiligen. Die Aktivitäten haben das Ausmaß einer gesellschaftlichen Bewegung erreicht. Zwar wird diese vom Staat massiv gefördert und unterstützt, trotzdem sind es vor allem die Bürger, die sich – unabhängig von ihrem Alter – aktiv zeigen.

In den Diskussionen mit meinen deutschen Kollegen und Kolleginnen über das Verständnis und die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland wurde deutlich, wie unterschiedlich die Gründe für die ablehnenden Positionen oder das Desinteresse der Bevölkerung an der Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit auf deutscher und russischer Seite sind. Die vereinzelt ablehnende Haltung von Teilen der deutschen Bevölkerung, Verantwortung für das zwischen 1933 und 1945 Geschehene zu übernehmen, äußerte sich – so meine Kollegen – in abwehrenden Gegenfragen in dem Tenor: *„Wie viel muss man denn noch über unsere Schuld sprechen?“* oder *„Haben wir uns denn nicht schon genug entschuldigt?“*. Hinzu kämen Forderungen, die Geschehnisse nicht immer nur aus einer Täterperspektive interpretiert sehen zu wollen: *„Auch wir waren doch Opfer des Krieges“*.

Im Unterschied dazu beruht die ablehnende Haltung und das Desinteresse der russischen Bevölkerung auf einer gänzlich anderen Logik: zunächst auf einer allgemeinen Gleichgültigkeit nach dem Motto *„Wozu all das, wenn mich das überhaupt nichts angeht?“*. Andererseits auf einer tiefen Irritation über das Auseinanderklaffen der Heldenversion der Vaterländischen Geschichte mit der Erzählung über die nicht zu rechtfertigenden Opfer des Terrors: *„Aber es gab doch auch Gutes! Es gab doch auch Siege!“* Und zu guter Letzt auf der hellen Empörung über jegliche Verunglimpfung der sowjetischen Geschichte, die als Angriff auf den Patriotismus und als Anschwärzung empfunden wird: *„Das ist doch meine Heimat. Da bin ich doch stolz drauf!“*.

Ganz sicher ist eine Ursache für die Passivität der Bevölkerung in der staatlichen Geschichtspolitik zu suchen, die Bemühungen der Vergangenheitsaufarbeitung zumeist konterkariert. Die Gründung oder der Aufbau von Museen oder Gedenkstätten zum Stalinschen Terror wird nicht forciert. Auch beziehen die heutigen Machthaber in der Öffentlichkeit nur ungern Stellung zu den während der Stalinzeit verübten Verbrechen. Es ist ganz offenkundig, dass der Staat andere Prioritäten gesetzt hat als eine umfassende und objektive Bewertung der Geschichte der politischen Repressionen zu verfolgen. Allerdings scheint mir dieser Hemmfaktor nur die eine Seite der Medaille zu sein, denn auch die Bevölkerung und somit jeder einzelne Bürger trägt Verantwortung dafür. Daher sehen Organisationen wie Memorial auch die vorrangige Herausforderung ihrer Arbeit in der Aufgabe gegen die Gleichgültigkeit vorzugehen, die innerhalb der Gesellschaft beobachtet werden kann.

Es liegt in unserer Verantwortung alles dafür zu tun, um der Fragmentierung der Erinnerung ein umfassendes Wissen über den Terror, über Opfer und Täter, entgegenzustellen. Unsere Aufgabe ist es, die Verbindungen zwischen verschiedenen Ausprägungen des Stalinschen Terrors aufzuzeigen, angefangen von den Deportationen, über die Kollektivierung bis hin zum Großen Terror 1937/38 oder dem sowjetischen Lagersystem. Die Bevölkerung muss über die ideologi-

schen Hintergründe, über das sowjetische Herrschaftssystem, über die Mechanismen des Terrors und selbstverständlich über das Alltagsleben im Stalinismus umfassend aufgeklärt werden. Nur mit Hilfe von Bildungsarbeit und über die Vermittlung von Fachwissen können die gängigen Mythen zerstört werden. Und es ist wichtig, Staat und Bevölkerung immer wieder darauf hinzuweisen, dass ein verantwortungsvoller Umgang mit der Vergangenheit notwendig ist. Eine juristische Aufarbeitung des Terrors muss erfolgen. Gleichzeitig dürfen die Opfer nicht nur mit anonymen Statistiken verbunden werden, sondern der Terror muss ein Gesicht bekommen, der Mensch und das Individuum im Zentrum der Betrachtung stehen. Nur auf diese Weise können wir auch der heutigen Jugend verdeutlichen, welche Folgen es haben kann, wenn der Staat zum Alleinherrscher wird. Denn nur dort, wo die Bürger Verantwortungsbewusstsein zeigen und der Staat weniger Einflussmöglichkeiten hat, haben Bürger die Möglichkeit, den Staat zu kontrollieren.

Angesichts der gegenwärtigen Politik ist es unsere Aufgabe, den Bürgern Angebote zu machen, die sie dabei unterstützen, dass die Erinnerung an den Stalinschen Terror lebendig wird, Vergangenheitsaufarbeitung stattfinden kann und der Stalinsche Terror als Teil des (nationalen) Gedächtnisses anerkannt wird. Zweifelsohne stehen wir damit vor einer großen Herausforderung. Allerdings können wir auch auf etwas aufbauen. Die erste Memorial-Generation stand vor der viel schwierigeren Aufgabe der russischen Bevölkerung überhaupt erst ins Bewusstsein bringen, dass es politische Repressionen und Terror in der Sowjetunion gegeben hat. Unsere heutigen Aufgaben scheinen mir um vieles einfacher, denn heute ist es weit weniger schwierig Ideen umzusetzen und damit bei Politikern und Bürgern auf Resonanz zu stoßen. Wenn die Aktivisten der ersten Stunde es selbst unter den damaligen Bedingungen geschafft haben, dann werden auch wir es schaffen. Und vorausgesetzt wir wollen in diesem Land in Ehrlichkeit und Gewissen – „*po česti i sovesti*“ – leben, dann sind wir verpflichtet, unsere Ziele ungeachtet aller Schwierigkeiten weiterhin zu verfolgen.

Im Gespräch mit Aleksandr Kalich, dem Gründer von Memorial Perm bei unserem Treffen im Büro der Organisation. Rechts der Co-Vorsitzende Robert Latypov.



Abnehmende Fremdheit?

Deutsch-Russische Begegnungen in Perm

Ulrike Huhn

Deutsche unterwegs im Permer Gebiet sind seit einigen Jahren eine feste Größe in der Erinnerungsszene, die sich um Memorial Perm und die Gedenkstätte „Perm-36“ herum gebildet hat. Seit Mitte der 1990er Jahre entwickelte sich eine intensive Kooperation deutscher Partner mit zivilgesellschaftlichen Akteuren in der Stadt Perm und insbesondere mit Memorial Perm als der größten gemeinnützigen Organisation der Region. Dazu gehören zum Beispiel die Praktikanten des Deutsch-Russischen Austausch e.V., die seit Ende der 1990er Jahre in Perm tätig sind, oder aber auch Zivildienstleistende, die sich in Perm um ehemalige Repressierte kümmern. Eine besondere Rolle für Memorial Perm spielt die Zusammenarbeit mit der deutschen Freiwilligen-Organisation „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste“ e.V. (ASF), mit der gemeinsam seit 1998 mehrwöchige Sommerlager in der Region durchgeführt sowie deutsche Freiwillige für ein Jahr aufgenommen werden. ASF steht dabei für eine Organisation, für die die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus sowie das Bewusstsein um die andauernde Präsenz und Fortwirkung von historischen Erfahrungen in der Identität von Menschen und Gesellschaften wesentlicher Motor für eine aktive und greifbare Beschäftigung mit Geschichte ist. Das Wissen um deutsche Debatten zum Umgang mit NS-Verbrechen sowie die an Orte von NS-Verbrechen geknüpften Forschungen zum „Gedächtnis der Orte“ und deren Musealisierung waren etwas, das die deutschen (bzw. genauer: in Deutschland studierenden) Teilnehmer der Sommerschule während der Vorbereitung wie auch bei den Begegnungen vor Ort begleitet hat.

In diesem Essay sollen Spuren dieses spezifisch deutschen Zugangs und Blicks auf die Gedenkstättenlandschaft des Permer Gebiets erkundet werden. Zugleich haben die Perspektiven und Anfragen deutscher Perm-Reisender wie auch über die Medien wahrgenommene Debatten zur Erinnerungspolitik in Deutschland dazu geführt, dass die russischen Akteure selbst häufig Bezug auf deutsche Erfahrungen und Formen ihrer Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit nehmen. Dieses Wechselverhältnis von Anfragen und Selbstverortung ist Thema dieses Essays.

Bilder vom Lager

Die Probleme beginnen mit dem Begriff: Lager ist nicht gleich Lager. Es gibt in der Bundesrepublik keine Straflager, sondern nur Gefängnisse als Orte für den Strafvollzug. Der Begriff Lager ist in Deutschland ausschließlich mit den Konzentrations- und Vernichtungslagern des „Dritten Reiches“ besetzt, die wir heute als Gedenkstätten besichtigen können. In Russland dagegen sind Straflager einerseits neben Gefängnissen bis heute Orte des regulären Strafvollzugs, andererseits historisch v.a. mit dem Gulag verbunden. Allein die Verwendung des Wortes Lager ruft im Deutschen und im Russischen also völlig unterschiedliche Begriffsbilder hervor, und dies ganz unabhängig von der Debatte, ob und wie man nationalsozialistische Konzentrationslager und sowjetische Straflager vergleichen kann. Spricht ein Deutscher über ein Lager, dann

meint er in aller Regel einen Ort von Verbrechen, der heute meist dank umfanglicher musealer und pädagogischer Arbeit geächtet wird. Für einen Bürger der Russländischen Föderation jedoch fächern sich die Begrifflichkeiten auf: Existierende Straflager als Orte des Strafvollzugs werden als „Lager“ oder „Arbeitskolonie“ bezeichnet, aber auch als „zona“ – ein Wort, das mit „Zone“ nur unzureichend übersetzt ist und den Lebensraum, in dem Gefangene interniert sind, bestimmt. Die Straflager der Stalinzeit dagegen werden unter dem Begriff „Gulag“ subsumiert, der seinerseits als Abkürzung für „Hauptverwaltung der Lager“ (Glavnoe upravlenie ispravitel'no-trudovych lagerej, trudovych poselenij i mest zaključenija) zunächst jedoch eine Verwaltungsbehörde bezeichnet. Der Assoziationsrahmen des Begriffs Gulag reicht weit und kann sowohl die Verwaltungsbehörde, das Lagersystem als Ganzes, aber auch den einzelnen „Lagerpunkt“ umfassen. Seit Solženicyns Epochenwerk „Archipel Gulag“ stand und steht das Wort „Gulag“ aber auch für alles, was sich mit den Schrecken der Lagerhaft verbindet und wurde somit zum Inbegriff für den staatlichen Terror in der Stalinzeit. Die zeitliche Eingrenzung des Begriffs jedoch ist umstritten: Endete der Gulag mit Stalins Tod 1953, mit den Massenentlassungen von in der Stalinzeit verurteilten Häftlingen nach Chruščevs Geheimrede und dem „Tauwetter“ 1956 oder erst mit der Entlassung der letzten politischen Gefangenen mit dem Ende der Sowjetunion im Februar 1992?

Wie also sind diese Begriffsbilder und Assoziationen zueinander zu bringen? Operiert das Museum „Perm-36“, das sich selbst als „Gulagmuseum“ bezeichnet, aber in seinen Ausstellungen und mittels der Rekonstruktion des früheren Lagers v.a. die Phase als Straflager für Dissidenten von 1972 bis 1987/88 betont, mit dem richtigen Begriff? Welche Begriffsbilder sollten aus Deutschland anreisende Besucher aufrufen, wenn sie über die Dimensionen des Lagers und die Bedeutung des Museums „Perm-36“ sprechen? Ist die Rede vom spätsowjetischen Straflager, in dem u.a. Dissidenten und Menschenrechtsvertreter inhaftiert waren, scheint die vergleichende Assoziation mit den früheren Gefängnissen der DDR-Staatssicherheit und heutigen Gedenkstätten in Berlin-Hohenschönhausen und in Bautzen treffender, auch wenn diese eben Gefängnisse und keine Lager waren. Tatsächlich hatten die Haftbedingungen in der 1980 im damaligen Lager VS-389/36 eingerichteten „Baracke mit besonderem Haftregime“ (die heute in der Gedenkstätte „Perm-36“ zu besichtigen ist) mehr Ähnlichkeit mit einem Gefängnis als mit einem Lager. Im Gegensatz zum sowjetischen Lager, in dem die Häftlinge für gewöhnlich in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht waren und sich innerhalb des Territoriums des Lagers frei bewegen konnten, waren die Häftlinge in der „Baracke mit besonderem Haftregime“ in Zellen untergebracht, durften diese nicht verlassen und waren somit ähnlich isoliert wie in einem Gefängnis. Lager hier = Lager dort, Auschwitz = Gulag, diese einfachen Formeln werden der Frage eben nicht gerecht. Der Blick von außen hat seine Tücken.

Die Kovalev-Kukuškin-Debatte

Die Zusammenarbeit deutscher Freiwilliger von ASF und Memorial Perm begann mit einem lauten Streit und großer Ratlosigkeit. Das erste gemeinsame Sommerlager 1998 hatte zum Ziel, die Rekonstruktionsarbeit im Museum „Perm-36“ tatkräftig zu unterstützen. 23 deutsche, polnische und russische Teilnehmer wollten einen nach der Schließung des Straflagers abgerissenen Außenzaun für die Gedenkstätte wieder errichten – in drei Wochen schwerer körperlicher Arbeit im heißen (Vor-)Ural-Sommer. Angeleitet wurde die Arbeit von einem im Museum angestellten Handwerker, Ivan Kukuškin, von dem sich während der gemeinsamen Arbeit herausstellte, dass er zuvor als Aufseher im vormaligen Straflager VS-389/36 tätig gewesen war. Die Überraschung der deutschen Teilnehmer kannte keine Grenzen: ein früherer Aufseher, der nun

an der Rekonstruktion des ehemaligen Lagers mitarbeiten durfte, das an die politischen Repressionen in der Sowjetunion erinnern sollte? Konnte das sein, durfte das sein? Für die russischen Teilnehmer stellte sich das Problem weniger konfrontativ dar, so erscheint es zumindest in der begleitenden Reportage des WDR: Mit wem schließlich sollte in dieser Einöde das Museum errichtet werden, wenn nicht mit den Einwohnern des Dörfchens Kučino, die eben schon zuvor auf die eine oder andere Art mit dem Straflager verbunden waren, sei es als Handwerker, Zulieferer oder eben Aufseher? Mit Arbeitseinkünften könnten die Dorfbewohner daher nicht besonders wählerisch sein. Hilfe und Aufklärung erhofften sich die weitgereisten Deutschen, die am Sinn ihrer Arbeit zu zweifeln begannen, von ehemaligen Insassen des Straflagers, die extra zu einem Gespräch mit den Teilnehmern des Sommerlagers aus Moskau anreisten – den drei Dissidenten Sergej Kovalev, Alexander Ogorodnikov und Lev Timofeev. Zu ihrem Erstauen aber verteidigte Sergej Kovalev den früheren Aufseher Kukuškin und verwehrte sich gegen jeden Einspruch, sprach den deutschen Teilnehmern sogar ein demokratisches Verständnis ab. Der Abschied war folglich kalt; und auch wenn der Zaun am Ende der drei Wochen tatsächlich wieder stand, blieben die deutschen Teilnehmer mit vielen Selbstanfragen darüber zurück, mit welchen trügerischen Erwartungen und vielleicht illusorischen Idealismus sie an diesen Ort gekommen waren.¹

Mehr als elf Jahre sind seit diesem Streit vergangen. Ivan Kukuškin ist nach wie vor Mitarbeiter des Museums „Perm-36“, mittlerweile als Leiter des museumseigenen Wachschatzes. Aber er ist vorsichtiger geworden und steht in der Regel für Interviews nicht mehr zur Verfügung. Nur ausnahmsweise stellte er sich den Fragen einiger Teilnehmer unserer Forschungsexkursion. Dabei präsentierte er die Rechtfertigungsstrategie, die er sich für unangenehme Fragen vor allem von Ausländern zurechtgelegt hat: *„Wenn jetzt Ausländer hierher kommen, sage ich ihnen: ‚Und bei Euch gibt es etwa keine Strafkolonien? Natürlich habt ihr auch Straflager. Und braucht man dafür Personal? Ja, das braucht man.‘ Und so ist es auch hier.“*² Interessant ist, dass sich zu genau der Frage, wie man mit einem ehemaligen Mitarbeiter eines Straflagers umgehen müsse, in verschiedenen Internetforen mittlerweile Debatten entwickeln. Auf dem livejournal der „Novaja gazeta“ stellt eine russische DiskutantIn, die zuvor das Museum „Perm-36“ besucht und von der Tätigkeit des früheren Aufsehers Kukuškin im Museum erfahren hat, im September 2009 die Frage: *„Würdet Ihr, nicht unbedingt an Stelle eines Dissidenten, sondern einfach als Bruder, Freund oder Enkel eines Repressierten (und wer von uns ist nicht ein solcher) einem früheren Lageraufseher die Hand geben? Und warum?“*³

Die Reaktionen auf diese Frage spiegeln ein ganzes Spektrum an Meinungen eines sicher jungen, progressiven und kritischen Publikums wider (die „Novaja gazeta“ ist eine der wenigen unabhängigen Zeitungen mit einer kritischen Berichterstattung). *„Nein, würde ich nicht. Die Lagerposten und ihre KGB-Büttel versuchen, das Land in ein großes KZ zu verwandeln. Ein treuer Schüler dieser Folterknechte sitzt im Sessel des Premiers. Ich würde ausspucken, aber die Hand geben – die müsste ich mir ja danach waschen.“* In direkter Reaktion darauf heißt es: *„Hör mal, in diesen Gegenden hat man keine besondere Wahl mit der Arbeit; wenn sich die Möglichkeit ergibt, Gefangene zu bewachen, dann machen die Leute eben das. Und über die Schuld eines Gefangenen entscheidet nicht der Wärter.“* Ein anderer Teilnehmer fragt nach: *„Und Kukuškin selbst? Schämt er*

1 Vgl. den Bericht von Nikolaj Höfer, der das Sommerlager von deutscher Seite aus geleitet hat, auf http://www.hoefner-murer.de/texte/russ_perm_TE.htm (Anfrage 1.12.2009) sowie den Film von Andreas Restle und Georg Maus. Mitarb. Maja Gusarova Red. Wolfgang Landgraaber: „Freiwillig in Stalins Gulag. Junge Deutsche restaurieren ein russisches Straflager“ (WDR 1998).

2 Vgl. auch den Beitrag von Julja Permjakova in diesem Heft.

3 Siehe <http://novayagazeta.livejournal.com/113119.html>, Abruf 1.12.2009.

sich? Bereit er seine Tat?“ Ein anderer, der die Verhältnisse in Kučino offenkundig kennt, erklärt dazu: „Soviel ich weiß, versteht er nicht, warum es um ihn Streit gibt. Nun, ich habe früher gearbeitet, jetzt arbeite ich...“ Ein Kommentar nimmt dabei auch direkt Bezug auf deutsche Maßstäbe: „Bei den heutigen Deutschen, die den Nationalsozialismus verurteilen und sich bedingungslos von ihm losgesagt haben, würde eine solche Frage nicht mal im Kopf Platz finden. Wenn es plötzlich unter den Mitarbeitern der Gedenkstätte Dachau einen ehemaligen Kapo gäbe oder einen einfachen Gewehrschützen vom Wachturm... Schrecklich sich vorzustellen, was im Land dann passieren würde. Ich fürchte, dass sogar die bevorstehenden Wahlen zum Bundestag abgesagt werden würden.“

Die Positionen und Kenntnisse einer Schicht von gebildeten, liberalen und wohl in erster Linie städtischen jungen Leuten in Russland unterscheiden sich kaum mehr von denen junger Deutscher. Diese Einschätzung hat sich auch bei unserer Fahrt in die geschlossene Siedlung Central'nyj bestätigt: der wachhabende Häftling in schwarzer Kleidung am Schlagbaum, der Anblick einer weiteren genutzten Strafkolonie an der Zufahrtsstraße, die Gefangenenbusse – all dies war für deutsche wie russische Teilnehmer gleichermaßen fremd und irritierend. Es war eine gemeinsame Erschütterung darüber, dass das Gefangenenleben, über das uns kurz zuvor im Museum „Perm-36“ als vergangene, abgeschlossene Phase berichtet worden war, andernorts selbstverständlich fortbestand.⁴

Deutsche Vergangenheitsbewältigung als „europäische DIN-Norm“?

Verweise auf die deutsche Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte haben bei der Ankunft einer aus Deutschland nach Russland angereisten Gruppe natürlich eine gewisse Zwangsläufigkeit. Wir erlebten sie teils als rhetorische Abwehr, teils als positiven Bezugspunkt. Alexander Gribanov, Abgeordneter der Stadt-Duma und Vorsitzender der Kommission zur sozialen Rehabilitation von Opfern politischer Repressionen, reagierte auf die drängende Frage eines russischen Teilnehmers der Sommerschule, ob denn das eine Mahnmal für die Opfer der politischen Repressionen auf dem Jagoščichinskoe-Friedhof in Perm nicht zu wenig und nicht zu abgelegen sei, mit einer Gegenfrage: ob es denn in Deutschland „an jeder Ecke“ oder „gar im Zentrum der Hauptstadt“ ein Denkmal für NS-Opfer gäbe. Die eigentlich rhetorische Frage lief freilich ins Leere – spätestens mit der Eröffnung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas unweit von Brandenburger Tor und Bundestag 2005 ist die Anerkennung des Holocaust als zentrales Verbrechen des Nationalsozialismus auch städtebaulich verankert; und das wussten selbst diejenigen russischen Teilnehmer, die noch nie in Deutschland waren.

Für Alexander Kalich, Vorsitzender und Gründer von Memorial Perm, ist umgekehrt die Zusammenarbeit mit der deutschen Freiwilligen-Organisation „Aktion Sühnezeichen“ von ganz großer Bedeutung, gerade hinsichtlich der klaren Motivation ihrer Arbeit als kritische und tatkräftige Auseinandersetzung mit der eigenen deutschen Geschichte: „Mir haben die Deutschen geholfen, nicht nur mir, sondern der ganzen Nation, allen Russen, Bürgern der Russländischen Föderation, weil sie eine unvorstellbare Arbeit geleistet haben, eine ungeheuerliche Gewissensarbeit. Sie haben die Wahrheit gesucht, und sie haben sich selbst die Wahrheit gesagt. Und es war eine unange-



Strafkolonie nahe der Bahnstation Vsevsjatskaja, einige Kilometer von der Strafkolonie IK-35 („Perm-35“) in Central'nyj entfernt.

⁴ Vgl. die Beiträge von Nina Wolff und Valeria Jakovleva in diesem Heft.

nehme, schwere Wahrheit. Und ich denke: mein Gott, wenn Russland wenigstens einen Teil dessen durchleben und wenigstens ein wenig über seine Vergangenheit und seine Schuld nachdenken würde. Glaubt mir, Schuld haben auch die einfachen Leute, nicht nur Stalin, nicht nur die Mächtigen.“ Vor diesem Hintergrund ist es folgerichtig, dass Alexander Kalich Memorial und ASF als „rodnye“, als blutsverwandte Organisationen, bezeichnet: „Memorial – das ist auch eine Aktion Sühnezeichen. Wir kennen einander schon lange, arbeiten zusammen, führen gemeinsame Camps durch. Ich habe ihnen (ASF) gesagt, dass wir blutsverwandt sind. Das ist keine Übertreibung, das ist die Wahrheit.“

Abnehmende Fremdheit?

Die Kenntnis voneinander wächst. Von Anfang an waren es nicht nur Deutsche, die sich auf den Weg in die Permer Region machten, sondern auch Permjaken, die nach Deutschland reisten und dort das Feld zivilgesellschaftlicher Akteure erkundeten, z.B. durch die Teilnahme an Sommerlagern von ASF oder im Rahmen eines einjährigen Freiwilligendienstes in Deutschland, über Studienaufenthalte an deutschen Partneruniversitäten oder über Einrichtungen wie das Theodor-Heuss-Kolleg der Robert-Bosch-Stiftung. Es scheint, dass die Unterschiede in der Beurteilung der Vergangenheit, das Empfinden darüber, was angemessen und notwendig ist, weniger entlang der nationalen Grenzen verlaufen, sondern immer stärker entlang von Generationen und Bildungsmilieus. Natürlich brachten die Teilnehmer unserer Sommerschule auf beiden Seiten besondere Vorkenntnisse mit: die russischen Teilnehmer hatten in der Regel bereits mehrfach an Expeditionen zu ehemaligen Lagerorten bzw. an Sommerlagern in Kučino teilgenommen; die aus Deutschland angereisten Teilnehmer sprachen – das war Teilnahmevoraussetzung – sehr gut Russisch, waren entsprechend vertraut mit Land und Leuten und – sei es zugunsten der Recherche, sei es aufgrund eintrainierter Identitätswechsel – bereit, manche Verwunderung über die Realitäten zurückzustellen und auszuhalten. Der einzige wirklich deutsch-russische Streit entzündete sich während der Exkursion (freilich typisch genug) an der Frage, ob wir unseren Müll wirklich in der schönen, wilden Natur am Fluss Čusovaja zurücklassen oder nicht besser mitnehmen sollten. Manche Verblüffung artikulierten wir erst nach der Heimkehr: so über das verwegene Souvenir aus dem Museum „Perm-36“, ein als Sonnenschutz gedachtes Tuch, bedruckt mit kleinen Totenköpfen und Hammer und Sichel auf rotem Grund. Wir liefen mit diesen sehr praktischen Tüchern während unserer Expedition in die Wildnis alle wie Rotkäppchen umher – über die Unmöglichkeit, sich ein solches Tuch, bedruckt mit Hakenkreuzchen, als Souvenir im Verkauf der Gedenkstätte Auschwitz vorzustellen, sprachen wir erst auf der Heimreise. Und kehrten zu der Ausgangsfrage zurück: über welche Lager reden wir, wie richtig ist der Vergleich?

In der Gedenkstätte „Perm-36“ erstandenes Kopftuchsouvenir als praktischer Ausrüstungsgegenstand während unserer Anreise auf Katamaranen nach Stvor.



War unsere Sommerschule Ausdruck eines eingespielten Dialogs zwischen aufgeschlossenen und gleichgesinnten Partnern? Schließlich war es ein gemeinsames Projekt mit jugendlichen Memorial-Aktivisten und -Sympathisanten und anderen Vorkämpfern für eine differenzierte und reflektierte Auseinandersetzung mit der schwierigen Geschichte der Sowjetunion. – Bleibt zu fragen, wie groß das Feld solcher Mitstreiter einer russischen Zivilgesellschaft in Perm und anderswo ist.

Projekt Sommerchule

*Projektabsprachen in
Frankfurt/Oder.
V.l.n.r.: Manuela
Putz, Robert Latypov,
Ulrike Huhn, Valeria
Jakovleva*



Projektleitung und wissenschaftliche Betreuung

Manuela Putz

Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle Osteuropa, Bremen

Demokratisierung Russlands, Entwicklung der NGO-Szene, Zivilgesellschaft und Freiwilligenbewegung in Russland waren Themen, die dem Zeitgeist der 1990er Jahre entsprachen. Damals entschloss ich mich das Studium der Geschichte und Slawistik an der Universität Wien für über zwei Jahre gegen einen Europäischen Freiwilligendienst beim Deutsch-Russischen Austausch e.V. in Berlin und ein Praktikum im Uralzentrum zur Unterstützung von Nichtregierungsorganisationen in Perm einzutauschen. Vor Ort lernte ich die Arbeit von Memorial kennen. Memorial Perm war ein wichtiger Treffpunkt für aufgeschlossene junge Menschen und für mich eine Art Heimathafen in der Fremde, mit der ich mich auch heute noch verbunden fühle.

Nach meiner Rückkehr aus Russland habe ich am Lehrstuhl Geschichte Osteuropas der Humboldt-Universität mein Studium mit einer Arbeit zu Berufskriminellen im Stalinschen Gulag abgeschlossen. Heute arbeite ich an der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen, die sich auf die Untersuchung von Dissens und Konsens in Ost- und Ostmitteleuropa nach 1945/1953 spezialisiert hat. In meiner Dissertation beschäftige ich mich mit der Repressionserfahrung sowjetischer Dissidenten und dem Kulturraum Politlager – einem Thema, zu dem mich meine intensiven Beziehungen zu Memorial Perm und „Perm-36“ hingeführt haben.

Das von Robert Latypov und mir initiierte Forschungsprojekt „Der Gulag im russischen Gedächtnis“ berührte sowohl die Forschungsschwerpunkte unserer beiden Einrichtungen als auch unsere persönlichen Forschungsinteressen. Über alle Grenzen und unterschiedlichen Betrachtungsweisen hinweg, die sich im deutsch-russischen Kontext zwischen den Polen Wissenschaft und Praxis bewegen, ist unsere Wahrnehmung die von Gleichgesinnten. Mit diesem Projekt haben wir Feldforschung und angewandte Geschichte betrieben. Es war uns ein großes Anliegen, Interessierte in einen interkulturellen Dialog einzubeziehen, den es weiterhin fortzusetzen gilt.

Robert Latypov

Co-Vorsitzender „Junges Memorial Perm“

Seit zehn Jahren arbeite ich bei der Internationalen Gesellschaft Memorial. Meine Organisation beschäftigt sich mit einer tragischen und schwierigen Themenstellung, die in Russland äußerst unpopulär ist – mit der Geschichte der in der Sowjetunion verübten politischen Repressionen. Der Bewusstwerdungsprozess und die Aufarbeitung des Stalinismus gehen nur langsam voran. Ohne die Reflexion dieser dunklen Vergangenheit sehe ich jedoch keine Zukunft für mein Land. Deshalb ist jeder noch so kleine Versuch von Historikern und gesellschaftlichen Akteuren wichtig, der sich zum Ziel gesetzt hat, das Gedächtnis an die Repressionen zu bewahren und zu vermitteln.

Unser im Rahmen der Geschichtswerkstatt Europa durchgeführtes Forschungsprojekt war eines dieser mannigfaltigen Mosaiksteine. Ähnlich wie die von uns regelmäßig durchgeführten Geschichtsexpeditionen, die uns zu Orten führen, an denen Spezialsiedlungen oder Lagerpunkte existiert haben, brachte das Projekt Menschen ganz unterschiedlichen Alters und mit unterschiedlichem Erfahrungshintergrund zusammen. Unsere Forschungsgruppe umfasste junge Studierende bis hin zu Historikern und Dozenten, die in Perm, Berlin und Bremen forschen und lehren. Uns alle jedoch einte das Interesse an einer unretuschierten Geschichte und der Wunsch, Orte der Haft und Verbannung mit eigenen Augen sehen und erkunden zu können. Und – nicht minder wichtig – wir wollten verstehen, auf welche Weise und warum das Gedächtnis an bestimmte Orte und Menschen bewahrt wird. Für die russische Seite hat uns dieses Forschungsprojekt wie kein anderes dabei unterstützt, unser Geschichtsbewusstsein zu reflektieren.

Ulrike Huhn

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Geschichte Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin

Russland und seine widersprüchliche Geschichte hat mich noch vor dem Studium in seinen Bann gezogen: Gleich nach dem Abitur habe ich im Rahmen eines sozialen Jahres in Moskau – vermittelt über Memorial – ehemalige Gulag-Repressierte häuslich betreut. Die Fragen zu Stalinismus, politischen Repressionen und deren heutiger Darstellung und Vermittlung haben mich auch später während meines Geschichtsstudiums an der Berliner Humboldt-Universität begleitet. Über die deutsche Freiwilligenorganisation „Aktion Sühnezeichen“ habe ich parallel immer auch den Kontakt mit den Akteuren einer engagierten und praktischen Auseinandersetzung mit der Geschichte des Stalinismus gesucht und (wiederum in Kooperation mit Memorial) internationale Sommerlager in St. Petersburg und Perm geleitet.

Die Fragen nach den Möglichkeiten einer pädagogischen Vermittlung von Menschheitsverbrechen bewegte mich aber auch dazu, ein halbjähriges Praktikum in der KZ-Gedenkstätte Majdanek in Lublin (Polen) zu absolvieren; heute begleite ich Jugendgruppen und Erwachsene zu den Themenkomplexen Holocaust (im Haus der Wannsee-Konferenz in Berlin) sowie Zwangsarbeit im Nationalsozialismus.

Seit 2008 bin ich Mitarbeiterin am Lehrstuhl Geschichte Osteuropas der Humboldt-Universität Berlin und promoviere zu „Volkfrömmigkeit, kirchlichen Untergrund und Gerüchten in der Sowjetunion, 1941-1960“.

Valeria Jakovleva

Dozentin am Lehrstuhl für Kulturologie der Permer Staatlichen Technischen Universität

Die letzten acht Jahre habe ich als Dozentin am Lehrstuhl für Kulturologie an der Permer Staatlichen Technischen Universität gearbeitet. Meiner Ausbildung nach bin ich Historikerin. Allerdings hat meine Lehrtätigkeit im Fach Kulturologie meine Sichtweisen auf die Geschichtswissenschaften geprägt. Erinnerung, Gedächtnis, Tradierung des Gedächtnisses - das sind alles Erscheinungen, die vor allem die gegenwärtige soziokulturelle Realität betreffen und somit mein Forschungsinteresse berühren. Wenn wir über die Motive für die Teilnahme am Projekt sprechen, so speisten sich diese daraus, mit Menschen anderer Kulturen generationenübergreifend in Dialog treten zu können. Unser Dialog jedoch trug spezifische und ungewöhnliche Züge: Er hatte informellen Charakter und basierte auf dem Prinzip der Gleichberechtigung. Somit kam er fast gänzlich ohne das Lehrer-Schüler-Verhältnis aus, das ich im Umgang mit meinen Studierenden gewöhnt bin und bestärkte mich in meiner Überzeugung, dass ein gleichberechtigter Dialog für die Entwicklung eines zivilgesellschaftlichen Bewusstseins förderlich ist.

*Nachbereitungsseminar
an der Forschungsstelle
Osteuropa in Bremen.
V.l.n.r.: Xenia Janzen,
Alesia Kananchuk,
Nadja Douglas, Nina
Wolff, Ulrike Huhn,
Karsten Kläge und
Maciej Wąs.*



Projektteilnehmer/-innen

Maciej Wąs

Studentischer Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder

In meinem Studium folge ich dem Prinzip „Im Raume lesen wir die Zeit“ und bin viel unterwegs. Ich habe Kulturwissenschaften an der Universität Maastricht studiert und das Fremdsprachenkolleg in Opole abgeschlossen. Zur Zeit studiere ich Geschichte Osteuropas im Hauptstudium an der Fakultät der Kulturwissenschaften der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Dabei beschäftige ich mich u.a. mit verschiedenen Aspekten des Stalinismus, Fragen der Erinnerungskultur in Mittel- und Osteuropa und interessiere mich für topographische Größen als historische Forschungsobjekte. Die Landschaft der sowjetischen Lager wollte ich zu diesem Bereich hinzufügen. Als angehender Osteuropahistoriker bereicherte ich durch die Teilnahme an der Forschungsexkursion meine Werkstatt-Erfahrungen und habe gelernt, die Lagerwelt des Gulag zu lesen.

Nina Wolff

Doktorandin an der Graduate School „Practices of Literature“ an der Universität Münster

Ich wurde 1977 in Münster in Westfalen geboren. Mein erster Russlandbesuch fiel mit dem Putsch in Moskau 1991 zusammen und war daher gleichzeitig mein erster Kontakt mit erlebter russischer Geschichte. Später zog es mich in Richtung Osten, in das brodelnde Berlin, wo ich Slawistik, Osteuropastudien und Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Freien Universität Berlin studiert habe. Neben mehreren Studien- und Sprachreisen nach Russland habe ich ein Semester in St. Petersburg studiert und dort auch ein Praktikum beim „St. Petersburger Gender Zentrum“ gemacht. Seit April 2009 bin ich Doktorandin an der Graduate School „Practices of Literature“ an der WWU Münster. Mein Dissertationsprojekt zum Thema „Emotionalisierung kollektiver Erinnerung in der russischen Gegenwartsliteratur“ untersucht aktuelle literarische Erinnerungsnarrative, deren Verhältnis zur offiziellen Geschichtspolitik und deren Bedeutung für den aktuellen russischen Diskurs nationaler Identität. Ehrenamtlich arbeite ich zudem in der „Gesellschaft zur Förderung deutsch-russischer Beziehungen Münster e.V.“ mit.

Julia Permjakova

Studentin am Lehrstuhl für Neuere/Neueste Geschichte der Permer Staatlichen Pädagogischen Universität

Für Geschichte habe ich mich schon lange vor meinem Studium begeistert. Allerdings finde ich es wenig interessant, Lehrstoff aus Lehrbüchern zu erfassen und passive Hörerin in Vorlesungen zu sein. Auf diese Weise vermittelte Geschichte wirkt „entfernt“, sie kann zwar mit dem Geist analysiert werden, aber nicht „erfahren“ werden. Mir ist die „angewandte Geschichte“ näher, das heißt zu untersuchen, wie das Gedächtnis von Menschen oder Orten verankert ist und wie Geschichte mit der Gegenwart verbunden ist. Mein Interesse richtete sich vor allem auf den Tradierungsprozess von Geschichte, der oftmals unreflektiert passiert. Daher habe ich mit großer Freude die Möglichkeit ergriffen, am deutsch-russischen Forschungsprojekt „Der Gulag im russischen Gedächtnis“ teilzunehmen. Für mich war es ein weiterer Schritt auf dem Weg, die Geschichte meines Landes zu begreifen und zu reflektieren.

Karsten Kläge

Student der Integrierten Europastudien an der Universität Bremen

Ich bin 24 Jahre alt, geboren und aufgewachsen in Cottbus/Brandenburg und habe mein Studium der Integrierten Europastudien an der Universität Bremen kürzlich abgeschlossen, das ich mit einem Schwerpunkt auf die Kulturgeschichte Osteuropas und Russischer Sprache studiert hatte. Im letzten Jahr habe ich den Entschluss gefasst ein Semester an der Universität der Völkerfreundschaft in Moskau zu verbringen. Eine Entscheidung, die für etwas Verwunderung in meiner Familie sorgte. „Wie? Der Sohn will in Russland studieren? Diese Zeiten waren doch Gott sei Dank vorbei!“ Dadurch, dass ich mich mit der Geschichte Russlands und speziell der des Kommunistischen Regimes beschäftige, möchte ich einen Beitrag dazu leisten, dass sich unterschiedliche Kulturen und Nationen wieder annähern und zwar auf der kleinsten, nämlich der persönlichen, Ebene. Für mich war der kulturelle Austausch zwischen deutschen und russischen Studierenden ein ganz zentraler Bestandteil unseres Forschungsprojekts in Perm.

Ramil Fatchutdinov

Student am Lehrstuhl für Neuere/Neueste Geschichte an der Permer Staatlichen Pädagogischen Universität

Ich bin 22 Jahre alt und Student im vierten Kurs an der Permer Staatlichen Pädagogischen Universität. Mein Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte der Zwangsdeportationen und sogenannten Spezialumsiedlung in den 1930er Jahren im Permer Gebiet. Ich beschäftige mich dabei mit Fragen nach der Einrichtung der Spezialsiedlungen, dem Prinzip der Arbeitsorganisation, mit administrativen Aspekten der Deportationen und mit der Rolle der Spezialumsiedler in der sowjetischen Gesellschaft und ihrer Bedeutung für das sowjetische Wirtschaftssystem. Das Forschungsprojekt „Der Gulag im russischen Gedächtnis“ berührte meine Interessen in mehrfacher Hinsicht. So wollte ich einerseits mehr über die Darstellung der Repressionen in den Museen erfahren, andererseits auch Gespräche mit Experten führen, deren Konzeptionen den Ausstellungen zu Grunde liegen. Ebenso war es mir wichtig den Kontext der Orte zu erfassen und die lokale Bevölkerung nach ihrem Wissen über die damals verübten politischen Repressionen zu befragen.

Alesia Kananchuk

Studentin der Slavischen Studien an der Universität Bremen, Absolventin der Staatlichen Belarussischen Universität Minsk und des Studiengangs Integrierte Europastudien an der Universität Bremen

Ich wurde 1982 in einem Land geboren, das es nicht mehr gibt. Born in the USSR. Meine Heimat war groß und weit, ganz wie es in dem bekannten sowjetischen Lied „Široka strana moja rodna...“ gesungen wird. Dessen durfte ich mich aus eigener Erfahrung vergewissern. Geboren in der sibirischen Stadt Atschinsk, habe ich zwölf Jahre in Semipalatinsk in Kasachstan gelebt und bin schließlich 1995 nach Belarus gezogen. Schon damals stellte ich mir die Fragen, die ich heute als Identitätsfragen zu definieren weiß: Wer bin ich? Was sind meine Wurzeln? Wo komme ich her und wo gehöre ich hin?

Ich spürte die starke Hand der Geschichte in meinem persönlichen Schicksal und es war mir ein Bedürfnis, diese Geschichte unbedingt ans Tageslicht zu führen und mich mit ihr auseinanderzusetzen. So habe ich mich der Geschichte gewidmet. In der zehnten und elften Klasse besuchte ich den vertieften Geschichtsunterricht, danach habe ich an der Belarussischen Staatlichen Universität fünf Jahre lang Geschichtswissenschaften studiert. Da ich der Ansicht bin, dass sich kein Historiker mit einseitigen Perspektiven zufrieden stellen darf, bin ich zum Studium nach Deutschland gekommen. In Bremen habe ich Integrierte Europastudien auf Bachelor studiert und bin sehr glücklich darüber, dass ich zahlreiche Kenntnisse und Erfahrungen vor allem auf den Gebieten Aufarbeitung der Vergangenheit, Gedächtnis und Erinnerungskulturen – nicht nur auf nationaler, sondern auf der gesamteuropäischen Ebene – gesammelt habe.

Sowjetische totalitäre Vergangenheit, Nationalsozialismus in Deutschland, Autoritarismus im heutigen Belarus – diese Themen beschäftigen mich in erster Linie. Ich bin mir sicher, dass die kritische Auseinandersetzung mit diesen Problemen, nicht nur bei der persönlichen, sondern auch bei der nationalen und darüber hinaus der internationalen Identitätsfindung behilflich sein wird.



Aufbruch zur Feldforschung nach Stvor, Abfahrt vom Dorf Ust'-Kojva.

*Teilnehmer/-innen der Sommerschule.
Vorne: Alexandr Romanov (Filmemacher), Robert Latypov, Ramil Fatchutdinov, Ulrike Huhn
Hinten: Manuela Putz, Xenia Janzen, Maciej Wąs, Karsten Kläge, Maria Chudinova, Nadja Douglas, Julia Permjakova, Alexandr Asanlyan, Ekaterina Gileva, Nina Wolff und Valeria Jakovleva.*

Xenia Janzen

Studentin der Germanistik und Geschichte an der Universität Bremen

Ich bin 26 Jahre alt und studiere an der Universität Bremen die Fächer Germanistik und Geschichte. Als Spätaussiedlerin bin ich vor fast zehn Jahren nach Deutschland gekommen, habe vor fünf Jahren mein Abitur absolviert und nun ein Studium in den oben genannten Fächern – mit dem Ziel, Lehrerin zu werden – aufgenommen. Die Exkursion nach Perm bot mir die Möglichkeit, mich nicht nur aus historischer Perspektive mit der Geschichte des sowjetischen Straflagersystems auseinander zu setzen, sondern gab mir gleichzeitig einen Einblick in einen Teil der russischen Vergangenheit, der auch meine eigene Familiengeschichte stark geprägt hat. Denn mehrere Familienmitglieder waren in den 1930er und 1940er Jahren von Repressionen betroffen.

Nadja Douglas

Absolventin des Masterstudiengangs Internationale Sicherheitspolitik am IEP Paris

Die Geschichtswerkstatt zur Erforschung sowjetischer Straflager war für mich als Politikwissenschaftlerin von besonderem Interesse. Während meines Studiums in Bonn, Paris und Seattle habe ich mich zwar in erster Linie mit Fragen der Internationalen Beziehungen beschäftigt, doch geschichtliche Themen haben mich nie losgelassen. Schon früh legte ich meinen regionalen Schwerpunkt im Studium auf Osteuropa, Russland und Zentralasien, wo ich auch wiederholt Praktika und Sprachkurse absolvierte. Die Beziehungen zwischen „Ost und West“ auf politischer Ebene können nur verstanden werden, wenn die Geschichte und die jeweilige Erinnerungskultur nicht ausgeblendet werden. Nicht zuletzt deshalb habe ich mich entschlossen im Sommer nach Perm zu fahren, um einen Einblick in die Arbeit von Memorial Perm und

das russische Geschichtsbewusstsein zu bekommen. Das Forschungsprojekt unterstützte mich dabei. Wichtig war mir vor allem, dass junge Russen und Deutsche die Suche nach Spuren der Vergangenheit zum Anlass nehmen, die Erinnerungskultur in der heutigen Gesellschaft gemeinsam zu reflektieren.

Alexandr Aslanyan

Student der Neueren/Neuesten Geschichte an der Permer Staatlichen Pädagogischen Universität

In meinem Verständnis verpflichtet die Profession des Historikers dazu, auch die Geschichte der politischen Repressionen in der Sowjetunion zu kennen. Neben meinem Berufsethos jedoch habe ich auch ein persönliches Interesse an der Kenntnis der Thematik, da der Terror auch meine eigene Familiengeschichte betraf. Aus „nationalen“ bzw. „ethnischen“ Gründen wurde die Familie meines Großvaters väterlicherseits von der Krim deportiert. Der Vater meiner Großmutter fiel den Erschießungskampagnen zum Opfer. Ein Teil meiner Verwandtschaft mütterlicherseits wurde als „Kulaken“ gebrandmarkt, enteignet und zwangsumgesiedelt. Ich beschäftige mich mit diesem Themenkomplex, um zu verstehen, warum das alles so passiert ist. Bürgerliches, ehrenamtliches Engagement ist für mich zugleich eine Möglichkeit, mich selbst zu verwirklichen.

Maria Chudinova

Studentin der Kulturologie am Permer Staatlichen Institut für Kunst und Kultur

Ich interessiere mich für Kunst und Kultur und für diejenigen gesellschaftlichen Prozesse, die damit in Zusammenhang stehen. Nach der neunten Schulstufe habe ich in das Permer Pädagogische Kollegium Nr. 4 gewechselt und mit der Ausbildung zur Lehrerin für Bildende Kunst und Technisches Zeichnen abgeschlossen. Nach meiner Ausbildung hatte ich ursprünglich die Absicht Journalismus zu studieren, aber dann habe ich diesen Plan verworfen und mich dafür entschieden, Kulturologie zu studieren. Heute studiere ich Kulturologie am Permer Staatlichen Institut für Kunst und Kultur und begeistere mich für lebendige Geschichte, die sich in Gesichtern spiegelt.

Vladimir Mirkin

Dozent für Wissenschaftsgeschichte an der Tomsker Staatlichen Universität

Ich lehre an der Tomsker Staatlichen Universität, meine Lehrtätigkeit und wissenschaftliche Ausrichtung allerdings ist nur bedingt mit der politischen Geschichte Russlands und ihrer historischen Problemstellungen verbunden. Aber wie jeder Mensch mit gesundem Verstand erfasse ich selbstverständlich die Rolle alles „Geschichtlichen“ – in einem umfassenden Sinne – sowohl für das Individuum und sein Umfeld, als auch für den Staat. In der heutigen Welt der Dekonstruktion, einer Welt, in der schon lange das „Ende alles Metaphysischen“ ausgerufen wurde, verleiht uns die Reflexion des Gedächtnisses, der Zeit und der Geschichte neue Orientierungspunkte und bringt uns der Frage nach unserer Existenz auf dieser Welt näher. Mein Interesse am Forschungsprojekt bestand im Greifbar-Machen und in der Analyse des Gedächtnisses, im Lesen der Orientierungspunkte und Verständnis ihrer kulturellen Dimension.

Ekaterina Gileva

Studentin der Soziologie an der Permer Staatlichen Technischen Universität

Ich studiere im ersten Jahr Soziologie an der Permer Staatlichen Technischen Universität und interessiere mich für Geschichte, insbesondere für die Geschichte der Permer Region. Mein Interesse am Forschungsprojekt speiste sich aus der Möglichkeit die unter Stalin verübten politischen Repressionen verstehen zu lernen und zu untersuchen, welche Auswirkungen diese Thematik auf die Gegenwart hat, auf unser Geschichtsbewusstsein, auf die Erinnerung der nachfolgenden Generation und die russische Erinnerungskultur.

Institutionen

Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen

Die Forschungsstelle Osteuropa wurde 1982 unter Prof. Dr. Wolfgang Eichwede als „sicherer Hafen“ für Dokumente des *Samizdat* (Untergrundliteratur) aus Osteuropa gegründet. Ihr Auftrag war und ist, Zeugnisse kritischen Denkens und sozialer Bewegungen in Osteuropa zu sammeln, ihre Analyse und Einordnung in die geschichtlichen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen und Entwicklungen in Osteuropa vorzunehmen und entsprechende Forschungsergebnisse zu veröffentlichen. Zu Zeiten des Ostblocks, der Zensur und der Repressionen funktionierte die Einrichtung als kulturelles Gedächtnis der Andersdenkenden und Oppositionellen in Osteuropa. Im Archiv der Forschungsstelle lagern somit Zeugnisse des politischen, religiösen und künstlerischen Dissens in Ost- und Ostmitteleuropa nach 1945/1953 sowie Archivdokumente der Emigration aus der ehemaligen UdSSR, darunter persönliche Bestände und jene gesellschaftlicher Organisationen. Dabei ist es vor allem dem langjährigen Archivar der Forschungsstelle Osteuropa, Gabriel Superfin, und seinen weitreichenden Kontakten zu verdanken, dass sich im Russischen Archiv auch umfangreiche Materialien zur Geschichte der sowjetischen Dissidenz, politischen Repressionen sowie allgemein zur russischen Demokratie- und Menschenrechtsbewegung befinden, darunter auch Vor- und Nachlässe einiger ehemaliger Gefangener, die in den 1970/80er Jahren in den Permer Politlagern inhaftiert waren.

Vor diesem institutionellen Hintergrund entstand der Wunsch, sich im Rahmen eines überschaubaren Forschungsprojekts, über die sich in den Archivbeständen widerspiegelnden Biographien der ehemaligen Häftlinge hinausgehend, mit denjenigen Räumen und Standorten zu beschäftigen, die das Leben der Archivegeber maßgeblich geprägt haben und auch innerhalb der sowjetischen Dissidentenbewegung als zentrale Orte wahrgenommen wurden. Allerdings sollten nicht die historischen Ereignisse oder die Wirkung der Orte auf die Biographien der ehemaligen Häftlinge in den Blick genommen werden, sondern vielmehr das Gedächtnis dieser (Haft)Orte in der Gegenwart untersucht werden. Da sich viele der in den 1960/80er Jahren in der Sowjetunion repressierten Personen später maßgeblich für die Aufarbeitung des Stalinschen Terrors eingesetzt haben, bestehen enge personelle Verflechtungen zwischen der Aufarbeitung der Stalinschen Repressionen und Repressionserfahrungen in der Nach-Stalin-Ära, welche die Form der Vergangenheitsaufarbeitung in Russland nachhaltig geprägt haben.

www.forschungsstelle.uni-bremen.de

Memorial Perm

Memorial Perm wurde im Dezember 1988 gegründet. Die Organisation verfügt heute in 19 Städten des Permer Gebiets über Vertretungen und zählt insgesamt rund 4500 Mitglieder. Damit ist sie eine der größten Nichtregierungsorganisationen in der Region. Angegliedert an Memorial Perm sind außerdem die Vereinigung der Opfer politischer Repressionen, die sich vorrangig um Hilfestellung für die ehemaligen Repressierten, Lösung sozialer Fragen und die Organisation von Gedenktagen kümmert, sowie die Jugendorganisation Zentrum zu Unterstützung demokratischer Jugendinitiativen „Junges Memorial“, deren Projekte auf ein junges Publikum ausgerichtet sind.

Im Zentrum der Tätigkeit des „Jungen Memorial“ stehen Aktivitäten, die die Überwindung der totalitären Vergangenheit im Heute fördern und einen Beitrag zu Akzeptanz und Festigung der Bürgergesellschaft leisten. Die Bandbreite der Projekte umfasst dabei historisch-aufklärerische Projekte wie die historischen Expeditionen „Auf den Flüssen der Erinnerung“, Sommerlager auf der Basis der Gedenkstätte „Perm-36“, die Konzeption von Ausstellungen zum Themenbereich politische Repressionen, aber auch Projekte im Bereich der Freiwilligenarbeit, Aktionen zur Unterstützung von Toleranz und gegen Rassismus sowie die Förderung von interkulturellen Begegnungen und des Alternativen Zivildienstes in Russland.

www.pmem.ru

www.volonter59.ru

Programm und Förderung

Geschichtswerkstatt Europa der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“

Die Geschichtswerkstatt Europa ist ein Programm der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, das internationale Projekte zur Analyse europäischer Erinnerungskulturen fördert. Ziel ist ein Dialog junger Europäer über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten nationaler, regionaler und lokaler Erinnerungen an die Gewalterfahrungen des 20. Jahrhunderts.

Das Institut für angewandte Geschichte ist in Kooperation mit der Europa-Universität Viadrina für die Förderung von Projekten verantwortlich. Das Institut begleitet Projektideen beratend von der Skizzenentwicklung über die Antragstellung bis zur Abrechnung und organisiert jährlich ein Treffen in Frankfurt an der Oder zur Vernetzung der Teilnehmer. Ein Internationales Forum wird vom Global and European Studies Institute der Universität Leipzig an wechselnden Orten ausgerichtet.

www.geschichtswerkstatt-europa.org

www.stiftung-evz.de

www.institut.net

Der Dokumentarfilm zum Projekt



Regie/Drehbuch/Schnitt:
Alexandr Romanov und Natalia Romanova

Projektleitung Deutschland:
Manuela Putz, Ulrike Huhn

Projektleitung Russland:
Robert Latypov, Valeria Yakovleva

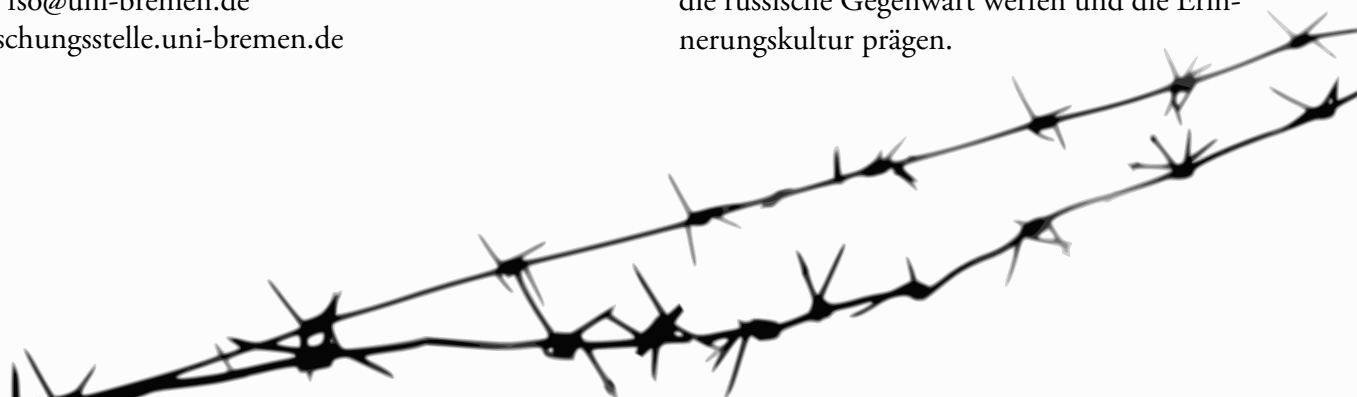
Film in russischer Sprache mit deutschen
Untertiteln, erhältlich bei der Forschungsstelle
Osteuropa

Kontakt: fso@uni-bremen.de
www.forschungsstelle.uni-bremen.de

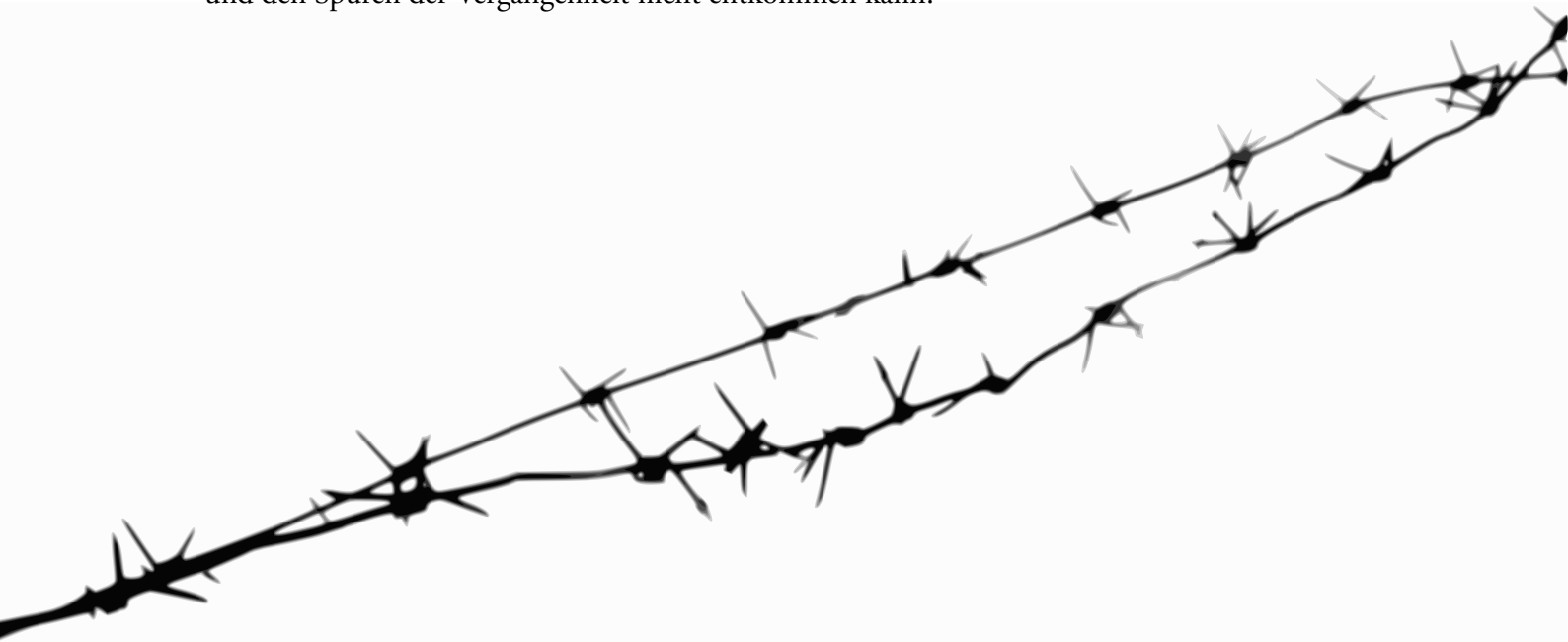
Der Film porträtiert Menschen in der Region Perm, die sich aus sehr unterschiedlichen Beweggründen nicht gleichgültig gegenüber der Vergangenheit zeigen, aktiv werden und Ideen verwirklichen.

Gleichzeitig fängt er oft diametral entgegengesetzte Stimmen ein: Nicht immer müssen die, die Initiative zeigen, überzeugte Demokraten oder Anhänger einer Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit sein. Im Film kommen Abgeordnete der Permer Stadtduma und Menschenrechtsaktivisten, ehemalige Aufseher und ehemalige politische Häftlinge, aber auch Permer und St. Petersburger Künstler zu Wort.

Sie alle beschreiben Ihre Sicht auf die aus der Lagerkultur entstammenden Traditionen, welche auch heute noch einen Schatten auf die russische Gegenwart werfen und die Erinnerungskultur prägen.



Studierende und Nachwuchswissenschaftler/-innen aus Deutschland und Russland begaben sich auf die Suche nach dem „Gulag im russischen Gedächtnis“. Im Rahmen des vom Programm „Geschichtswerkstatt Europa“ der „Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ finanzierten und von der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen in Kooperation mit Memorial Perm durchgeführten Forschungsprojekts untersuchten sie am Beispiel ausgewählter Gedächtnisorte in der Region Perm die Erinnerung an das sowjetische Straflagersystem und diejenigen Spannungsfelder, in deren Kontext die Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit im Russland der Gegenwart stattfindet. Die Ergebnisse der gemeinsamen Forschung sowie ihre Eindrücke und Gedanken werden im vorliegenden Themenheft dokumentiert und geben Auskünfte über den Zustand einer Gesellschaft, die dem Vermächtnis des 20. Jahrhunderts nicht entgehen und den Spuren der Vergangenheit nicht entkommen kann.



GEFÖRDERT VON:

evz
STIFTUNG
ERINNERUNG
VERANTWORTUNG
ZUKUNFT

UNTERSTÜTZT VON:



Institut für
angewandte
Geschichte